

Sybille Klormann, Britta Udelhoven

Der Imagewandel von Helmut Kohl, Gerhard Schröder und Angela Merkel

Vom Kanzlerkandidaten zum Kanzler -

Ein Schauspiel in zwei Akten

Inszenierung und Management von Machtwechseln in Deutschland 02/2008

Inhaltsverzeichnis:

1. Die Bedeutung und Bewertung von Politiker – Images	3
2. Helmut Kohl: „Ich werde einmal der erste Mann in diesem Lande!“	7
2.1 Gut Ding will Weile haben. Der „Lange“ Weg ins Kanzleramt	7
2.2 Groß und stolz: Ein Pfälzer erschüttert die Bonner Bühne	11
2.3 Der richtige Mann zur richtigen Zeit: Der Mann der deutschen Mitte	13
2.4 Der Bauherr der Macht	14
2.5 Kohl: Keine Richtung, keine Linie, keine Kompetenz	16
3. Gerhard Schröder: „Ich will hier rein!“	18
3.1 „Hoppla, jetzt komm ich!“ Schröders Weg ins Bundeskanzleramt	18
3.2 „Wetten ... dass?“ – Regieren macht Spass	22
3.3 Robin Hood oder Genosse der Bosse? Wofür steht Schröder?	24
3.4 Wo ist Schröder? Vom „Gernekanzler“ zum „Chaoskanzler“	26
3.5 Von Saumagen, Viel-Sagen und Reformvorhaben	28
4. Angela Merkel: „Ich will Deutschland dienen.“	29
4.1 Fremd, unscheinbar und unterschätzt – Merkels leiser Aufstieg	29
4.2 Die drei P's der Merkel: Physikerin, Politikerin und doch Phantom	33
4.3 Zwischen Darwin und Deutschland, Kanzleramt und Küche	35
4.4 „Angela Bangbux“ : Versetzung akut gefährdet	37
4.5 Brutto: Aus einem Guss – Netto: Zuckerguss	39
5. Der Wandel des Images durch den Machtwechsel – ein Fazit	41
6. Literatur	44
Endnoten	47

1. Die Bedeutung und Bewertung von Politiker-Images

Die „Amerikanisierung“ und somit Tendenz zur „Personalisierung“ von Politik sind Schlagworte, die in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen haben. Demnach geht es bei der Vermittlung von Politik in zunehmendem Maße nicht mehr nur um Inhalte. Vielmehr stehen heute verstärkt Politiker selbst im Mittelpunkt, und dies nicht nur in Wahlkampfzeiten. Vielmehr müssen sie sich auch zunehmend im politischen sowie privaten Alltag positiv in Szene setzen. Die Präsentationsfähigkeit eines Politikers, die Inszenierung seiner Person und seines Images sind mehr denn je notwendige Eigenschaften, um auf der politischen Bühne zu bestehen. Der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt hat dies deutlich gemacht, indem er die Veränderung der Politik seit Adenauer folgendermaßen – für damalige Verhältnisse doch überraschend – kommentierte: „Es gab kein Fernsehen, der Alte musste nicht den ganzen Tag mit einem freundlichen Gesicht herumlaufen“ (Noelle-Neumann 1998: 9). Die publizistische Präsenz der Spitzenkandidaten der großen Parteien hat durch die Omnipräsenz des Fernsehens erheblich zugenommen. Früher erreichten Politiker durch Teilnahme an Massenveranstaltungen nur ein lokales Publikum, während sie heute durch moderne Massenmedien – Nachrichtensendungen, Magazine, Talkshows, Podcasts usw. – nahezu allgegenwärtig sind. Die Medien- und vor allem Fernsehpräsenz, ist zu einer unabdingbaren Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur „Öffentlichkeitselite“ geworden. Starpolitiker unterscheiden sich deshalb – bei gleicher Einschätzung ihrer politischen Sachkompetenz – von anderen Politikern vor allem durch ihre Fähigkeit zu fernsehgerechten Auftritten. Die Prominenz bzw. der Starruhm eines Politikers bilden ein „Beziehungskapital“, das sie für ihre eigene Karriere bzw. den Wahlerfolg ihrer Partei einsetzen können (Noelle-Neumann 1999: 108 f.).

„Speziell in den Wochen und Monaten eines Wahlkampfes kann das von Medien geprägte und transportierte Image durchaus Einfluß auf den Ausgang der Wahl haben“ (Noelle-Neumann 1998: 6). Dass die Kanzlerkandidaten der jeweiligen Partei sich beim Werben um Wählerstimmen besonders positiv darstellen wollen, liegt auf der Hand. So werden Image-Berater, die sogenannten Spin-Doctoren, angeheuert. Seit 1998 werden auch in Deutschland Fernseh-Duelle zwischen den Spitzenkandidaten ausgetragen und

jedes noch so banale Thema in der Öffentlichkeit diskutiert (erinnert sei hier etwa an die Debatte über Angela Merkels Frisur oder ihre Kleidung.).

Im Folgenden soll das Image der Politiker speziell zu Zeiten eines Machtwechsels untersucht werden, wenn dieses besonders in den Fokus der öffentlichen Berichterstattung rückt. Das Image ist ein entscheidender Faktor für die Meinungsbildung von Wählern und kann einen ausschlaggebenden Beitrag dazu leisten, einen Machtwechsel herbeizuführen. Daher soll der Frage nachgegangen werden, ob und inwiefern sich die Wahrnehmung und Bewertung der Kandidaten von Seiten der Presse und der Bevölkerung ändert, sobald diese im Amt sind. Für die Fragestellung ist es hierbei erforderlich, den Begriff „Image“ näher zu erläutern, da er in der Forschung nicht unumstritten ist. Zunächst ist darunter ganz allgemein ein mentales Bild zu verstehen. Das Image einer Person kann man als Speicher seines subjektiven Wissens über die Welt charakterisieren. Sobald sich ein Image geformt hat, beeinflusst es, was und wie man jemanden sieht (Boulding 1969: 6-13). Image-Bildung ist daher ein reziproker Prozess: Das Verhalten einer Person beeinflusst den Eindruck („impression“), den andere von ihr bekommen und dieser wiederum beeinflusst den Eindruck („expression“), den diese Person hinterlässt. Images beschreiben demnach, wie man von außenstehenden Personen wahrgenommen wird. Dadurch entsteht ein soziales Bild eines Akteurs, das sich durch den reziproken Austausch mit mindestens einem anderen Akteur bildet, verändert und zeigt. Auch das Verhalten anderer Akteure kann sich auf die Perzeption des Images eines Akteurs auswirken. Images sind demnach relationale und dynamische Konzepte, die durch verschiedene Variablen beeinflusst werden. Insbesondere durch sogenannte Filter (im vorliegenden Fall vor allem die Medien) ist die Generierung und Wahrnehmung eines Images veränderbar, bzw. je nach Akteur und dessen Einstellungen kann ein Image anders wahrgenommen und interpretiert werden. Das Image der Politiker in der Öffentlichkeit ist in erster Linie durch Medien geprägt und beruht somit zu einem großen Teil auf Bildern und Urteilen von Journalisten. Indem diese über einen Politiker berichten, ihn beurteilen und bewerten, konstruieren und transportieren sie ein Bild von ihm. Diese Urteile sind im Allgemeinen subjektive Einschätzungen persönlicher Qualitäten der Politiker seitens der Journalisten (Kindelmann 1994: 47). Diese Einschätzungen wiederum werden von den Wählern subjektiv aufgenommen. So bündeln sich in einem Politiker-

Image die Wahrnehmungen oder Kognitionen, die ein Wähler mit einem Politiker verbindet. Das Image besteht somit nicht aus einem einmalig gewonnenen Eindruck, sondern setzt sich vielmehr aus der Wahrnehmung einzelner Politikereigenschaften zusammen.

Zu Beginn des Wahlkampfs sind Kanzlerkandidaten für die Wähler keine Unbekannten. Alle Kandidaten in Deutschland haben sich bislang bereits zuvor einen Namen in der Politik gemacht, indem sie Ämter wie die des Ministerpräsidenten oder Parteivorsitzenden innehatten. So haben sich viele Wähler schon vor Beginn des Wahlkampfes ein Bild über den Kandidaten machen können. Oftmals veröffentlichen die Kanzlerkandidaten in Wahlkampfzeiten zudem ihre eigenen Biographien, um den Wählern einen – natürlich positiven - Einblick in ihr politisches und ihr Privatleben zu geben, woraus dann wiederum die Medien oftmals zitieren. So muss das Image des jeweiligen Politikers immer vor dem Hintergrund gesehen werden, dass sich die Wähler oft über Jahre hinweg bereits ein Bild über die Kandidaten gemacht haben, welche wiederum versuchen, dieses Bild ihren Interessen gemäß zu bestätigen bzw. zu ändern. Für die Untersuchung ist es demnach notwendig, den Werdegang eines Politikers und die wichtigen biografischen Eckdaten bis zum Machtwechsel heranzuziehen. Sie bilden das Gerüst, die Statik des Politiker-Images. Im Anschluss daran soll für den Leser skizziert werden, wie der jeweilige Politiker vor und während seiner Kandidatur in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde – wie sich sein Image also während dieser Zeit entwickelt hat. Images beruhen zum anderen aber auch auf aktuellen Eindrücken und sind somit zu einem gewissen Grad wandelbar (Brettschneider 2002: 135). Ändert sich die Wahrnehmung des Images, so ist damit nicht die Gesamtbeurteilung gemeint, sondern dass sich die Wahrnehmung einzelner Eigenschaften wandelt.

In der Literatur werden die zahlreichen einzelnen Kandidateneigenschaften zu Eigenschaftsdimensionen zusammengefasst. Die Bewertung der Kandidaten in diesen Dimensionen ergibt in der Summe die Gesamtbeurteilung. Einig ist man sich in den Arbeiten zu Kandidaten-Images allerdings nicht über die Anzahl der Eigenschaftsdimensionen, wie Brettschneider darstellt: Die Bandbreite reicht hier von einer bis zu sieben verschiedenen Dimensionen. Nach einem Vergleich der einzelnen Arbeiten fand er allerdings

heraus, dass bei aller Vielfalt der Image-Konstruktion doch gewisse Gemeinsamkeiten existieren. Diese lassen sich zu vier Eigenschaftsdimensionen zusammenfassen: 1. Integrität, 2. Kompetenz, 3. Leadership-Qualitäten und 4. unpolitische Merkmale. Die Integritätskomponente umfasst hierbei den Eindruck, der zur Wahl stehende Kandidat sei ein ehrlicher Mensch und vertrauenswürdiger Politiker. Zusätzlich spielen im Hinblick auf das Eintreten unvorhersehbare Situationen nach einer Wahl, auch die Verlässlichkeit und Vertrauenswürdigkeit eines Kandidaten eine Rolle. In Bezug auf die (Problemlösungs-) Kompetenz sind die Bewertung der politischen Standpunkte des Kandidaten zu einzelnen Sachfragen und die Fähigkeit des Kandidaten zur Lösung von Sachproblemen von Interesse. Wichtig sind diesbezüglich vor allem Themen wie die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit oder die Belebung der Wirtschaft. Zu den Leadership-Qualitäten zählen Eigenschaften wie Führungsstärke, Entscheidungsfreude, Tatkraft, Organisationstalent oder Überzeugungskraft. Die unpolitischen Merkmale schließlich stehen nicht direkt in Verbindung mit der Ausübung der politischen Rolle im engeren Sinne und müssen auch nicht zwingend unpolitisch sein. Sie betreffen im Allgemeinen u.a. das Aussehen, die Ausstrahlung des Politikers, sein Alter, seine Herkunft oder seine Religion (2002: 139-143).

Bereits im Jahr 1980 regt Schwarzenberg Politikern an, sich Gedanken über die Wahl eines Rollentypus zu machen, der ihren Charakteren entspricht. Wie bei einem Marken-Image empfehle es sich, eine Rolle zu wählen, wie z.B. „Vater der Nation“, „Held“ oder „Macher“. Anschließend gehe es um die passende Inszenierung (1980: 17-19). Diese soll nun im Folgenden vor und nach den Machtwechseln 1982/83, 1998 und 2005 näher untersucht werden, wobei folgende Fragen beantwortet werden sollen: Welche Rolle wurde den jeweiligen Kandidaten in diesem Zeitraum zugeschrieben? Welche Eigenschaften standen im Fokus der Medien und wie wurden sie bewertet? Wie wurden der Kandidat und später der Kanzler von der Öffentlichkeit wahrgenommen? Bei der Untersuchung sollen die vier von Brettschneider benannten Image-Dimensionen als Analyseinheiten dienen, wobei es nicht möglich sein wird, diese immer vollständig zu trennen, so dass Überschneidungen unausweichlich sein werden. Dennoch geben sie Aufschluss darüber, wie der jeweilige Kandidat persönlich wahrgenommen und was über dessen Kompetenz, Leadership-Qualitäten, Integrität und seine Persönlichkeit geschrieben oder

gesagt wurde. Zudem ermöglicht die Untersuchung entlang der einzelnen Kategorien einen direkten Vergleich der Wahrnehmung vor und nach dem Machtwechsel, so dass man sehen kann, ob sich das Image verändert hat und wenn ja, welche einzelnen Image-Komponenten dies betrifft. Zu beachten ist, dass die Bedeutung der Dimensionen je nach Kandidat und Wahl variiert (2002: 177) und auch zu einem großen Teil vom Vergleich mit dem direkten politischen Gegner im Wahlkampf beeinflusst wird. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich hierbei von der Kür des Kanzlerkandidaten bis zum Ende des ersten Regierungsjahres. Ausgewertet werden hierbei relevante Artikel in den Tageszeitungen ‚Süddeutsche Zeitung‘ und ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ sowie Artikel in ‚Der Spiegel‘ und ‚Die Zeit‘, die wöchentlich erscheinen. Anhand dessen soll gezeigt werden, wie die Presse den jeweiligen Kandidaten vor und nach der Wahl beschrieben, bewertet und bezeichnet hat. In einem weiteren Schritt soll anhand von Umfrageergebnissen dargestellt werden, wie die Bevölkerung den Kandidaten vor und nach der Wahl beurteilt hat.

2. Helmut Kohl: „Ich werde einmal der erste Mann in diesem Lande!“

2.1 Gut Ding will Weile haben. Der „Lange“ Weg ins Kanzleramt

Helmut Joseph Michael Kohl wird am 3. April 1930 in Ludwigshafen geboren. Er wächst in einem sorgfältig geführten, bürgerlich-katholischen Beamtenhaushalt auf. „Die Eltern sind für Kohl nicht explizit Vorbilder, doch er lernt eine Menge von ihnen. Das Temperament des Vaters ist, wiewohl von gemächlicher Bürokratie eingezwängt, auch im Sohn angelegt. Man ist katholisch, doch in der eher säkularisierten Form, offen auch für andere Ideen oder Anschauungen, tolerant, in der rheinischen Variante, alles in allem also mit sich und der Welt zufrieden“ (Pruys 1995: 33). Er lernt in seinem Elternhaus die Bereitschaft anzupacken und seine Pflicht ohne große Worte zu erfüllen. Weiter prägend ist die direkte Konfrontation mit Krieg und Tod: Der Vater kämpft in beiden Weltkriegen. „Als Kind war für mich Verdun aufgrund der Erzählung meines Vaters der Inbegriff des entsetzlichen Grauens“. Mit zwölf Jahren wird Kohl Mitglied eines Schülerlöschtrupps, bei dem er nicht nur Feuer löschen, sondern auch Tote aus den Trümmern bergen muss. In der Schule zeigt sich sogleich, dass Kohl der geborene Anführer ist. Schon am ersten Schultag wird er von einem Trupp Jungs nach Hause begleitet, von

denen er die meisten gar nicht kennt. ‚Knirps Helmut‘ ist der geborene Anführer, und er erwartet Gefolgschaft (Leyendecker 2000: 22-24). Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr ist er der ‚Kleinste‘ in seiner Klasse. Danach schießt er in die Höhe und heimst sich den Spitznamen ‚der Lange‘ ein. Pruys beschreibt, dass der kleine Helmut auf einem Klassenfoto von 1937 beinahe koboldhaft wirke, mit auffallend dunklen Augen in einem schmalen Köpfchen. Mit 18 dann sei er ein gutaussehender junger Mann, der Mädchen den Kopf verdrehen könne (1995: 27 f.). Seine Größe wird bald zu einem auffallenden Charakteristikum, welches bewirke, dass Kontrahenten oftmals nachgeben oder zu einem von ihm angestrebten Konsens bereit seien. Er wisse seine Gestalt – gewöhnlich erfolgreich – als ein zwangsläufig nicht jedermann gegebenes Führungsmittel einzusetzen. Selbst wenn er schweigt, sei er in der Lage, seine Gegenspieler zu ‚erdrücken‘ (Maser 1993: 40). ‚Mit Fünfzehn hat er bereits alles hinter sich, was man in seinem Alter, in jenen Zeiten und vor dem Hintergrund einer provinziellen Heimat mit industrieller Prägung, aufgewachsen in Stadtmilieu und ordentlichem Haus, sein konnte, sein durfte: Ein mittelmäßiger Schüler, Kaninchenzüchter, Messdiener, Karl-May-Leser und Hitler-Junge‘ (Pruys 1995: 37). Im Dezember 1944 wird er mit seinen Mitschülern nach Berchtesgaden verfrachtet, wo militärische Ausbilder sie im Rahmen einer sogenannten ‚Wehertüchtigung‘ militärisch ‚drillen‘ (Maser 1993: 29). Als das Kriegsende verkündet wird, flieht Kohl zurück nach Ludwigshafen, wo nun Wohnungsnot, Hunger und Krankheiten dominieren. Kohl erinnert sich 1988 im Fernsehen: ‚In Ludwigshafen war [...] eine schlimme Zeit. Es gab kaum etwas zu essen; es war französische Besatzungszeit in einer Form, wie man sie sich heute nicht mehr vorstellt. Es war die Zeit, als Charles de Gaulle noch davon geträumt hat, das linke Rheinufer für Frankreich zu okkupieren, und da fing ich an [...] politisch tätig zu werden‘ (Pruys 1995: 47). Kohl ist mit 16 Jahren Gründungsmitglied der Jungen Union in Ludwigshafen und tritt in die pfälzische CDU ein. Er, der später als Schüler Adenauers bezeichnet wird, erlebt Adenauer als Wahlredner 1949, ohne von ihm beeindruckt zu sein. Schon damals wirkte Adenauer auf Kohl, der für den Sozialdemokraten Kurt Schumacher schwärmte, ‚zu alt‘. Er selbst eröffnet bereits als Siebzehnjähriger: ‚Ich werde einmal der erste Mann in diesem Lande!‘ (Maser 1993: 45-51). Während seines Studiums in Frankfurt und Heidelberg lässt Kohl seine Parteiarbeit daher nicht schleifen.

Er kämpft sich Schritt für Schritt nach oben: Seine Karriere beginnt 1954 im Landesvorsitz der Jungen Union in Rheinland-Pfalz, führt über den Landtag und das Amt des Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz weiter auf die Bundesebene, wo er 1973 Bundesvorsitzender der CDU und schließlich im Juni 1975 zum ersten Mal zum Kanzlerkandidaten der CDU/CSU nominiert wird. Bundesweit kann Kohl allerdings nicht punkten: Im darauffolgenden Jahr bleibt ihm das Amt des Bundeskanzlers verwehrt, da die CDU keine mehrheitsfähige Koalition nach den Bundestagswahlen zustande bekommt. Aus der Niederlage zieht er die Konsequenz und legt sein Amt als Ministerpräsident nieder, ohne sich aber endgültig aus der Politik zu verabschieden. Vielmehr wird er nun Oppositionsführer im Deutschen Bundestag. Sein größter Widersacher, der CSU-Vorsitzende Franz-Josef Strauß, ist zu diesem Zeitpunkt davon überzeugt, dass die Union mit ihm als Kanzlerkandidaten die Wahl gewonnen hätte und hält die Trennung von der „Kohl-Partei“, gemäß dem Kreutner Trennungsbeschluss, für notwendig. Kohl kann Strauß schließlich eines Besseren belehren und die Trennung abwehren (Maser 1993: 118-120). Im Kampf um die Kanzlerkandidatur zur Bundestagswahl 1980 zieht er dann aber den Kürzeren gegenüber dem Bayern. Jedoch verliert Strauß die Wahl, und so ist für Kohl die Bahn endgültig frei: Schnell und entschieden handelt er nach der Niederlage und erklärt dem CDU-Vorstand, die „Parteiquerelen“ müssten beendet werden und die Union sich wieder mit den Bürgern beschäftigen, statt mit sich selbst. Einen Tag später lässt er sich von der CDU/CSU-Fraktion zum Vorsitzenden wählen (Dreher 1998: 236). Als dann die sozial-liberale Koalition im Herbst 1982 in ihr Ende treibt, gibt es nur einen Einzigen, der nach der Niederlage der Unionsparteien 1980 nicht resigniert und im parteiinternen Konkurrenzkampf nicht pausiert: Helmut Kohl. Er arbeitet nach Strauß' Scheitern beharrlich an seiner Renaissance (Filmer/Schwan 1991: 183). Er weiß, dass ein Sturmlauf gegen die Regierung gewiss nicht geeignet sein würde, um ihn ins Kanzleramt zu tragen. Also zieht er hinter den Kulissen die Fäden und ‚wartet‘ auf die – nach seiner Auffassung mit Sicherheit kommende – Annäherung zwischen der FDP und der Union. Sein Verhalten zeigt, dass er sich selbst und seine Bereitschaft, die nötige Geduld aufzubringen, ebenso richtig einschätzte wie seine Möglichkeiten, seine – teilweise ungeduldig drängende – Partei und deren Führungsexponenten in seinem Sinne zu beeinflussen (Maser 1993: 182 f.). Dennoch gibt es auch Zeiten, in denen Kohl ungeduldig wird und zweifelt, ob FDP-Chef Genscher die Kraft zum Umbruch

aufbringen wird. Die Partei und die Fraktion lassen ihn wissen, dass ihre Nachsicht begrenzt sei. Um für jeden Fall gerüstet zu sein, verstärkt Kohl seine Bemühungen, die Partei fester an sich zu binden.

Die Annäherung an die FDP kommt schließlich nach den Landtagswahlen in Niedersachsen im Frühjahr 1982 ins Rollen, nach denen die FDP aus der Landesregierung ausscheidet. Genscher beginnt nun, sich ernsthaft mit Kohl über die Zukunft der FDP zu unterhalten (Dreher 1998: 243-245). Am 17. September kommt es dann zum offiziellen Bruch. Er wird vor dem Plenum des Bundestags vollzogen, vor dem Bundeskanzler Schmidt verkündet, er habe „das Vertrauen zu einigen Führungspersonen der FDP verloren“, so dass eine weitere Zusammenarbeit nicht zumutbar sei (Pruys 1995: 247). Am 1. Oktober 1982, dem Tag des konstruktiven Misstrauensvotums, hatte Kohl in der Zeitspanne zwischen dem Bruch der alten Koalition und seiner Kanzlerwahl schon einiges hinter sich gebracht: Er hatte die Interessenlage der FDP berücksichtigen müssen und er konnte sich gegen den CSU-Vorsitzenden damit durchsetzen, erst im März 1983 Neuwahlen durchzuführen (Filmer/Schwan 1991: 185). Am Tag seiner Wahl ist Kohl keine Anspannung anzusehen und ‚Die Zeit‘ schreibt: „Der Machtwechsel vollzieht sich wie hinter einer Milchglasscheibe: ohne eruptive Bewegungen, ohne scharfe Kontur, gleichsam weichgezeichnet. [...] Es ist eher ein Aufatmen, ein Gefühl der Genugtuung, das durch die Unionsquartiere geht, und auch das ist gebremst genug. Gar von einem neuen Aufbruch ist in Bonn nichts zu spüren.“¹ Was hingegen nach der Wahl Kohls zu spüren ist, ist das verstärkte Interesse der Medien an seiner Person. Hielt sich die Presse mit wertenden Aussagen über Kohl lange Zeit weitgehend zurück, stieg deren Zahl in Verbindung mit dem Machtwechsel im Lauf des Jahres 1982 sprunghaft an.²

Nach dem Machtwechsel fällt zudem ‚Der Spiegel‘ durch seine extrem negative Berichterstattung auf, was Kepplinger et al. als Versuch deuten, die Urteilsbildung über den neuen Bundeskanzler maßgeblich zu beeinflussen.³ Auch wenn die Tendenzverschlechterung in der Berichterstattung nicht ausschließlich auf den Einfluss des ‚Spiegel‘ zurückgeführt werden kann, ist zu vermuten, dass sie in den anderen Zeitungen und Zeitschriften zumindest beeinflusst worden ist. Eine weitere aktive Rolle bei der Meinungsbildung nach dem Machtwechsel spielt zudem ‚Die Zeit‘, die die Tendenzen des

„Spiegel“ um Wochen vorwegnimmt. Wie Kohl in der Presse vor und nach den Neuwahlen beurteilt wurde, soll nun im Folgenden anhand der vier Image-Dimensionen exemplarisch gezeigt werden.

2.2 Groß und stolz: Ein Pfälzer erschüttert die Bonner Bühne

Da der Machtwechsel 1982 ohne einen vorangegangenen Wahlkampf vollzogen wird, bleibt auch der Vergleich zwischen Amtsinhaber und Herausforderer weitgehend auf der Strecke. Dennoch soll darauf eingegangen werden, wie Kohl auf der Dimension der „unpolitischen Merkmale“ im Vergleich zu Bundeskanzler Schmidt beurteilt wird. Die Gegensätze liegen dabei offen auf der Hand: Wie häufig bei Machtwechseln zu beobachten, ist auch in diesem Fall der Herausforderer jünger, obwohl sich Beide zu diesem Zeitpunkt in etwa gleich lange auf dem politischen Parkett bewegt haben. Schmidt ist der Amtsinhaber, der Jüngere habe ihm, so schreibt Hofmann, somit Respekt zu erweisen. Schmidt gibt sich als der ‚Klare aus dem Norden‘, der eher kühl wirkt. Kohl hingegen sei der lebensfrohe, warmherzige Pfälzer. Der Eine ist Protestant, der Andere Katholik. Mit Schmidt und Kohl stehen sich zwei ‚Philosophien‘ gegenüber: skeptischer Realismus hier und energischer Optimismus dort (Hofmann 1988: 53). Lange Zeit war allerdings gar nicht klar, ob Schmidt noch einmal für die Neuwahlen im März 1983 antreten werde. Als er sich dagegen entscheidet geht die SPD mit Hans-Jochen Vogel ins Rennen. Vogel wird von der Bevölkerung – laut einer Umfrage⁴ für den ‚Spiegel‘ im Februar 1983 – als bescheidener, weniger provinziell und besserer Redner als Kohl eingestuft.⁵ Bei anderen Werten, bei denen Eigenschaften wie Wärme und Herzlichkeit, Humor oder Umgänglichkeit im Mittelpunkt stehen, werden die beiden Kandidaten beinahe identisch eingeschätzt.

So strahlend ist das Image Kohls gegenüber seinen politischen Gegnern somit gar nicht.⁶ Und der Vorwurf des Provinzialismus haftet Kohl nicht erst seit diesem Zeitpunkt an. Schon 1976, bei seiner ersten Kanzlerkandidatur, wurde ihm seine Heimatverbundenheit negativ ausgelegt: „Die Vorteile, die Kohl aus seinem hohen Bekanntheitsgrad und seiner Beliebtheit in Rheinland-Pfalz zog, verwandelten sich bundesweit in Nachteile. Der Spruch, er sei „einer von uns“, der ihm vordem zu einem so großen

Vorsprung vor den Konkurrenten verhalf, stempelte ihn jetzt zur Lokalgröße ohne Charisma“ (Dreher 1998: 181). Dieses Negativ-Image wird Kohl auch im Amt nicht los, er versucht sich aber, unbeeindruckt zu geben: „Er behauptet, er könne sich „schieflachen“ über seine Kritiker, die ihn für einen „Dorfdeppen“ halten.“⁷ Ein weiterer Kritikpunkt richtet sich an Kohls rhetorische Fähigkeiten. Sowohl vor als auch nach dem Machtwechsel wurde ihm immer wieder attestiert, dass er kein mitreißender Redner sei⁸, sondern langweilig und einschläfernd auf seine Zuhörer wirke. Zudem offenbare Kohls Sprechen ein Fehlen von intellektueller Selbstkontrolle bei der Formulierung der Sätze und der Wahl der Bilder, wie es in öffentlichen Reden bis dahin unvorstellbar gewesen sei (Busche 1998: 149 f.). „Er schaffte es sogar, von klugen Redenschreibern vorbereitete Texte durch seine Art des Vortrags sprachlich zu beschädigen. Eine besondere Fähigkeit entwickelte er aber bei Formulierungen, die den Zuhörer das hören liebten, was er gerade hören wollte“ (Langguth 2005: 273). Andererseits beobachtet schon vor der Wahl ein Journalist, wie die Leute nach dem ‚Herrn Doktor Kohl‘ zu greifen scheinen, wenn er durch die Menge schreitet; wie sie in einer Art Andachtsstimmung lauschen, wenn er Politik predigt und von der ‚geistig-moralischen Wende‘ spricht.⁹ Zudem mache er Eindruck, wenn er mit seinen 1,93 Metern Körperlänge, durch die Menge schreitet und dabei die meisten Menschen mit seiner Statur um Längen überragt. Seine Größe habe ihm auf der einen Seite den wenig schmeichelhaften Spitznamen ‚der Dicke‘ eingebracht, auf der anderen Seite wisse Kohl seine Erscheinung zu nutzen: Aus seiner ausladenden Statur schöpfe er einen Teil seines satten Egos und stelle so seine Figur stets gereckt zur Schau, um sichtbar zu machen, dass er Größe auch übertragen verstehen will – als Bedeutung.¹⁰ Diese wird auch im Wahlkampf bewusst inszeniert, damit Kohl ‚kanzlerhaft‘ ins Bild kommt. ‚Kanzlerhaft‘ sei identisch mit ‚groß‘. Groß auf Plakaten, groß in der Wahlkampf-Illustrierten – und groß natürlich als Redner.¹¹

Trotz dieser Fixierung auf seine Person wird Kohl als sehr uneitler Politiker beschrieben. Dies wirke sich, so Busche, bei der Wahrnehmung repräsentativer Aufgaben aber nicht als Mangel aus, weil er ein hohes Gefühl für die Würde seines Amtes, aber auch seiner Person besitze. Sein uneitles Wesen gebe den Blick frei auf eine überzeugend in sich ruhende Persönlichkeit (1998: 155). ‚Der Spiegel‘ schreibt hingegen vor der Wahl:

„Er will nicht zu weit in sich hineingucken lassen. [...] Er hat zugemacht, auch gegenüber engsten Mitarbeitern. Kurz angebunden, taktlos, grobschlächtig, verletzend konnte Kohl schon immer sein.“¹² Was bereits in Mainz Geltung hat, gilt auch nach dem Machtwechsel in Bonn. Das Bild vom gemütlichen Pfälzer, vom „Dicken“, der schlechte Reden hält, änderte sich im ersten Regierungsjahr kaum. Das Hauptaugenmerk der Presse richtet sich ohnehin auf andere Image-Dimensionen.

2.3 Der richtige Mann zur richtigen Zeit: Der Mann der deutschen Mitte

Kohl gilt, betrachtet man die Dimension der „Integrität“, als bodenständiger Mensch, der auch durch die medienwirksame Inszenierung seiner Frau in der Öffentlichkeit Punkte sammeln kann. ‚Alles Banale vom Kanzler wegschaufeln‘ so verstehe Hannelore Kohl ihre Rolle im Rampenlicht.¹³ Kohl selbst vermittelt Glaubwürdigkeit, die im Volk gut ankommt. Es scheint, als habe er sein Privatleben ‚voll und ganz‘ im Griff und als ob negative Einschätzungen praktisch nicht existieren würden (Niedermayer 2002: 50). Die ‚Süddeutsche Zeitung‘ schreibt über ihn: „Kohl hat ein fest gefügtes Weltbild. Er ist der Mann der Mitte“¹⁴. Um diese Eigenschaften und den Vertrauensbonus auszunutzen, entscheidet sich die CDU für eine Plakatwahlkampagne, die noch beginnt, bevor Bundespräsident Carstens die Freigabe für Neuwahlen gibt. Geworben wird mit dem Slogan: „Dieser Kanzler schafft Vertrauen“¹⁵. Auch die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ schreibt, dass er faszinierend nicht wirke, aber vertrauenswürdig.¹⁶ Diesen Eindruck vermittelt er auch den Menschen, zu denen er spricht: Gerade wegen seines Sprachduktus würden sie ihm vertrauen, gemäß dem Motto: Wer so unbeholfen redet, der muss es ehrlich meinen (Langguth 2005: 273). Attribute des Geschmacks, Ausstrahlung oder physische Attraktivität, die Kohl 1998 im Wahlkampf gegen Schröder zurückwerfen, stehen im Jahr 1982 nicht im Fokus der Medienberichterstattung. Seine Porträts bleiben „objektiv, deutsch referierend“¹⁷, lediglich über seine Brille und die dahinter versteckt liegenden, wachen Augen wird berichtet. Interessant ist auch der Eindruck, den Kohl im Ausland vermittelt. Hier leidet Kohl unter dem Vergleich mit seinem Vorgänger. Betont oft wird sein fehlendes Flair und Mangel an Stil erwähnt. „Die ‚Times‘ nennt ihn einen farblosen Hinterwäldler: „The colourless man from the sticks“.¹⁸

Und trotz all dieser Kritik gibt er den routinierten Staatsmann. „Für einen Bundeskanzler, der auf dünnem Eis agieren muß, trat Kohl in den ersten Monaten ziemlich sicher und kräftig auf. ‚Der heilsame Druck‘ von baldigen Neuwahlen hielten CSU und FDP weitgehend in Schach. Daß die CDU ihren Kanzlern nur in Notfällen Schwierigkeiten macht, wußte Kohl“ (Filmer/Schwan 1991: 186). Horst Teltschik, Kohls langjähriger und vertrauter Ministerial-Direktor, erlaubt sich daher bei der Regierungsübernahme einen optimistischen Ausblick: „Helmut Schmidt war ein Solist, Helmut Kohl wird ein Dirigent von herausragenden Solisten – er ist zum Dirigieren berufen.“ Das ist ein hoher Anspruch und eine enorme Herausforderung. Kohl glaubt sie mit politischem Sachverstand, vor allem in der Überzeugung zu bestehen, daß Politik zwar den Charakter verderben kann, Charakter aber auch Politik zu prägen vermag. Dazu nennt er gleich seine Stärken: Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Glaubwürdigkeit (Hofmann 1988: 75).

Das Bild von Kohls Integrität verändert sich auch nach dem Wahlsieg im März kaum, die ‚Times‘ gibt ihm den Namen "Dr. Zuverlässig" (Filmer/Schwan 1991: 186). Er gilt als Mann der deutschen Mitte, als der Richtige in Bonn, zur richtigen Zeit.¹⁹ Minimale Kritik kommt aus der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung‘, die ihn als „Kanzler Wohlbold“ betitelt und auch ‚Der Spiegel‘ moniert seine allzu private ‚Von Staatsmann zu Staatsmann‘-Philosophie.²⁰ Diese ‚geheimen‘ Absprachen, die Kohl oftmals mit anderen Staatsmännern unter vier Augen trifft, werden häufig so gedeutet, als ob er Inkompetenz und nicht vorhandenes Detailwissen vertuschen wolle. Die Integritätseigenschaften spielen in der öffentlichen Berichterstattung aber, ebenso wie die „unpersönlichen Merkmale“, eine eher untergeordnete Rolle. Wenn sie erwähnt werden, sind sie meist mit Führungsvermögen und Sachkompetenz gepaart.

2.4 Der Bauherr der Macht

Auf der dritten Image-Dimension der „Leadership-Qualitäten“ kann Kohl, im Gegensatz zu den vorherigen Dimensionen, vor der Wahl Pluspunkte sammeln. Die Steuerung der politischen Entscheidungsprozesse ist eine der Hauptkompetenzen, die ein Kandidat befriedigen muss (Neumeyer 2002: 47) und diese Rolle liegt Kohl. So zeigt er sich am Vorabend des Kanzlersturzes betont lässig: „Kohl hat den Sakko ausgezogen.

Er liegt mit weit von sich gestreckten Beinen in einem flachen schwarzen Ledersessel. Die Brille hält er in der Hand. [...] Züge jener Energie und Schläue erkennbar, die ihn geleitet haben, bei seinem erfolgreichen Versuch, die Hauptrolle auf der Bundesbühne zu übernehmen.²¹ Kohl wird durchgängig Geschicklichkeit und Zielstrebigkeit attestiert. Die Führungsqualitäten, die er schon früh gezeigt habe, seien von ihm durch das Spannen von privaten Netzwerken perfektioniert worden. Die ‚Süddeutsche Zeitung‘ schreibt Kohl ein ausgeprägtes Machtbewusstsein zu, da er die Wahl am 6. März 1983 zu einem Plebiszit für sich selbst erhebt.²² Negativ wird ihm dabei seine Selbstzentriertheit angerechnet, die Überstrapazierung des ‚Ichs‘ und der selbsternannte Schöpfungsakt des Neuwahltermins.

All dies betont Kohls patriarchische Führungsqualitäten. Dennoch lebt er einen anderen Führungsstil als sein Vorgänger. Bei ihm basiere vieles auf Freundschaften und Netzwerken, wohingegen er offen zugibt, dass er Bürokratie und Akten nicht mag.²³ Schon wenige Wochen nach der Wahl scheint sich das Bild ins Gegenteil zu verkehren: ‚Der Spiegel‘ wirft ihm inhaltliche Leere vor, ohne Konzept und Detailkenntnisse.²⁴ Nach seinen ersten Schritten auf internationalem Parkett werden ihm mangelnde Durchsetzungskraft und fehlende Führungsqualität bescheinigt. So heißt es z.B., er lasse sich von Maggie Thatcher sagen, was er zu tun habe („Shake hands“) und sich von ihr führen.²⁵ Dennoch wird er mit einem „glänzenden Wahlsieg“²⁶ im Amt bestätigt. Damit nimmt er auch die Position eines führungsstarken Verhandlers in den Koalitionsverhandlungen ein. Schon eine Woche nach der Wahl, zweifelt ‚Der Spiegel‘ aber erneut an der Führungskompetenz Kohls:²⁷ Der interne Streit mit dem ehemaligen CSU-Kanzlerkandidaten Strauß mache ihm zu schaffen. Die Frage wird laut, wann die angekündigte neue Epoche der ‚geistig-moralische Erneuerung‘ wohl beginne und der selbsternannte ‚Volkskanzler‘ etwas Handfestes bieten werde. Dies sind die ersten Anzeichen einer Führungsschwäche Kohls. Die ‚Süddeutsche Zeitung‘ berichtet, dass Kohl den Vertrauensvorsprung der Bevölkerung jedoch nicht ernst nehme und die Situation aussitze, anstatt Taten sprechen zu lassen.²⁸ Ihm wird Unentschlossenheit und Unfähigkeit vorgeworfen. Zusätzlich verfestigt sich das Image von seiner Selbstverliebtheit und ‚Faulheit‘.

Nach dem EG-Gipfel wendet sich das Blatt kurzzeitig, als er sich, durch seine geschickte Verhandlungstechnik, den Ruf eines „allseits anerkannten Vermittlers“ verdient.²⁹ Auch seine oft erwähnte prahlerische Selbstzufriedenheit nimmt ab. Man bescheinigt ihm ausgesprochene Machtqualitäten und dass er die CDU sogar besser im Griff habe als Adenauer.³⁰ Ungeachtet dessen stellt ‚Der Spiegel‘ Kohl nach seinem ersten Regierungsjahr ein schlechtes Zeugnis aus: Neben seinem Talent zum Eigennutzen und Mangel am Gesamtnutzen, verweist man auf einen anonymen CDU-Mitarbeiter, der sich über Kohls Faulheit und permanente Abwesenheit bei Kabinettsitzungen beschwert.³¹ So zeichnet das Blatt das Bild eines Kanzlers, der führungsstark sein wolle, aber nicht in der Lage sei, dies auch umzusetzen. Kohl könne in seinem ersten Regierungsjahr die Erwartungen, die an ihn gerichtet werden, nicht erfüllen. Er wollte ein Kanzler sein, der – berechenbar für jeden – klare Entscheidungen trifft und zu ihnen steht. Nun zeige er sich als ein Kanzler, der schwierige Entscheidungen scheue oder gar getroffene Beschlüsse widerrufe. Deutlich ist, dass es ihm um die Zementierung seines Machtnetzwerkes geht. „Das Amt mache ihm ‚noch immer‘ Freude, zitieren ihn die Zeitungen ein Jahr nach Schmidts Sturz. Das ist natürlich eine der typischen Untertreibungen eines nicht sonderlich sprachgewandten Menschen: Helmut Kohl beginnt ja erst richtig mit dem Regieren [...] Kohls Führungsstil im Kanzleramt und darüberhinaus, gegenüber Partei und Fraktion, ist wie gehabt: improvisiert, unsystematisch, etwas sprunghaft, aber stets zielgerichtet, auf Bewahrung seines Machtspielraumes angelegt, womöglich auf dessen sukzessive Erweiterung“ (Pruys 1995: 276).

2.5 Kohl: Keine Richtung, keine Linie, keine Kompetenz

Kohl hatte nach dem Sturz von Bundeskanzler Schmidt die seltene Chance, sich bereits vor der Wahl als kompetenter, anpackender Bundeskanzler im Amt zu beweisen. Während Kanzlerkandidaten in der Regel nur Versprechungen für die Zeit nach den Wahlen machen können, hätte Kohl nun die Zeit nutzen können, um den Wählern einen kompetenten Staatsmann zu präsentieren. Dies wäre eine gelungene Wahlwerbung für einen Kandidaten gewesen, der ansonsten keinen großen Image-Vorsprung vor seinem Gegner zu verzeichnen hatte. Vogel wird im Februar 1982 von den Wählern sowohl als gebildeter und kompetenter eingestuft, als auch weitblickender, weltoffener und ideenreicher

als Kohl.³² Dieser hätte nun beweisen können, dass er nicht der inkompetente Generalist ist, für den ihn viele halten. Als Kohl das Amt am 1. Oktober 1982 übernimmt, schreibt ‚Der Spiegel‘, dass die große Mehrheit des Volkes Kohl für „überfordert“ halte und dies eine vorsichtige Umschreibung dessen sei, was in Bonn – bis in die Union hinein – gedacht werde.³³ An dieser Stelle wird der Journalist noch deutlicher, wenn er schreibt: „Für die Intellektuellen in der Bundesrepublik Deutschland, für seine politischen Gegner und auch für viele seiner politischen Parteifreunde ist dieser Mann stets eher eine Lachnummer gewesen als ein ernsthafter Kanzlerkandidat. Tönendes Nichts, Zwei-Zentner-Null haben sie ihn genannt, einen Über-Lübke.“

Er geht dennoch mit dem Kanzlerbonus ins Rennen und hätte sich als Wahlkämpfer rar machen können, während Vogel darauf angewiesen ist, möglichst viele öffentliche Auftritte wahrzunehmen. Allerdings haben Beide bis zu den Neuwahlen nicht viel Zeit. Nicht einmal eine 100-Tage-Bilanz ist möglich. Nach seinen ersten 70 Amtstagen schreibt ‚The Economist‘ zwar, Kohl stehe recht gut da und habe etwas von Adenauers List und Entschlusskraft geerbt, die deutschen Medien urteilen hier aber zwiespältiger, nachdem sie Kohl jahrelang anders dargestellt haben und ihre Glaubwürdigkeit bewahren müssen (Maser 1993: 202). ‚Die Zeit‘ zieht eine 76-Tage-Bilanz, wonach ‚Kleine Schritte in großer Eile‘ getan worden seien und tatsächlich fällt das Urteil in Bezug auf die Außenpolitik gar nicht schlecht aus: „Dass Kohl ein außenpolitischer Neuling ist, wer erinnert sich noch daran? Erreicht wurde damit zweierlei: In den Beziehungen zwischen Washington und Bonn verdeckt heute die herzliche Atmosphäre fast völlig die Interessendivergenzen; in der Ostpolitik hat die neue Regierung nachgewiesen, dass auch sie als Gesprächspartner gefragt ist.“³⁴ Bei seinen Blitzbesuchen in allen wichtigen Hauptstädten der Welt hinterlässt Kohl als Visitenkarte seinen Wunsch nach unkomplizierter Zusammenarbeit. Da dieser Wille nicht bewiesen werden muss, schneidet er vor der Wahl im Ausland überraschend gut ab (Filmer/Schwan 1991: 186). Nach der Wahl bleibt er diesen Beweis aber schuldig. Es heißt, er sei nicht in der Lage, außenpolitisch verbindliche Richtlinien auszugeben. Und erst recht traut man ihm nicht zu, die notwendigen innenpolitischen Entscheidungen zu treffen.³⁵ Den Eindruck von innenpolitischer Kompetenz kann Kohl sowohl vor als auch nach der Wahl nicht vermitteln.

Schon im Oktober 1982 spottet ‚Der Spiegel‘: „Für fachliche Kompetenzen in allen klassischen Bereichen der Politik hält er sich Minister“.³⁶

Auch seine Regierungserklärung lasse die geforderte Tiefenschärfe vermissen, wie Filmer und Schwan urteilen: So sei der Katalog der in den Koalitionsverhandlungen ausgeklammerten und nie zu einer völligen Einigung vorangetriebenen Fragen lang. In der Rechts- und Innenpolitik obsiege die Methode des Kanzlers, nämlich in heiklen Fragen zunächst einmal gar nichts zu vereinbaren, höchstens Prüfaufträge zu vergeben oder etwa Kommissionen einzurichten. In der praktischen Regierungsarbeit werde sichtbar, dass Kohl zwar Macht organisieren, sich in Partei und Fraktion beschaffen und auch in einem Wahlkampf erringen kann, dass es aber bei den tagtäglichen, nachprüfaren Entscheidungen hapere. Mit dem Vorwurf des Generalisten habe sich Kohl nie richtig auseinandergesetzt, weil er ihn für nicht beachtenswert hielt (Filmer/Schwan 1991: 189 f.). Und so kann es auch nicht verwundern, dass die Presse Kohl scharf angreift. Als Kohl sein einjähriges Jubiläum als Bundeskanzler feiert, schreibt ‚Der Spiegel‘, Kohl habe sich allzu geruhsam im Kanzlersessel geredet.³⁷ Bislang habe er sich nur seiner tagesfüllenden Lieblingsbeschäftigung gewidmet, nämlich die Macht zu genießen. Für das Fachspezifische habe der Generalist und Wirtschafts-laie seine Leute und so werde erkennbar, dass es den Mann in der Regierung gar nicht gebe, dem Kompetenz zuzutrauen sei. Jahr eins sei ausschließlich der Machtsicherung und –zementierung gewidmet worden. Selbst Kohls Parteifreunde vermissen alles, was man von der Richtlinienkompetenz eines Kanzlers erwarten darf: Kohl agiere ohne Richtung, ohne Linie und ohne Kompetenz.

3. Gerhard Schröder: „Ich will hier rein!“

3.1 „Hoppla, jetzt komm ich!“ Schröders Weg ins Bundeskanzleramt

Gerhard Fritz Kurt Schröder wird am 07.04.1944 in Mossenberg geboren. Er wächst in ärmlichen Verhältnissen auf, da sein Vater kurz nach seiner Geburt an der Ostfront verstirbt und die Mutter alleine für die fünf Kinder sorgen muss. Schröder betont zwar, dass es für ihn keine ‚schwere Kindheit‘ gewesen sei (Anda/Kleine 2002: 23), gibt aber

zu: „Wir waren, das muss man so sagen, die Asozialen.“ (Urschel 2002: 19). Schon in jungen Jahren setzt er sich daher zum Ziel, aus diesen Verhältnissen auszubrechen und schafft es auch, sich Stufe um Stufe nach oben zu kämpfen. Mit 14 beginnt er zunächst eine Lehre als Einzelhandelskaufmann, holt dann in Göttingen die Mittlere Reife nach, später das Abitur in Bielefeld (Anda/Kleine 2002: 16 f.). Ab 1966 folgt das Jura-Studium in Göttingen und schließlich die Gründung einer eigenen Rechtsanwaltskanzlei in Hannover.

Seine politische Karriere beginnt mit 19 Jahren, mit Besuchen von Veranstaltungen verschiedener Parteien. „Ich habe grundsätzlich Opposition gemacht und immer die Hucke voll bekommen, weil ich von nichts Ahnung hatte“, erinnert sich Schröder in seiner, von seinem Vertrauten Bela Anda geschriebenen Biographie und erzählt weiter, dass er damals fast bei der FDP gelandet wäre. Wegen Helmut Schmidt, damals noch Innensenator in Hamburg, sei er 1963 in die SPD eingetreten, weil ihm dessen rhetorisches Talent und Fähigkeit zur Selbstdarstellung imponiert habe. Die politische Linie sei dabei erstmal egal gewesen (Anda/Kleine 2002: 19-21). 1978 wird Schröder Bundesvorsitzender der Jusos und erringt in den nächsten Jahren Ansehen in der Partei. Selbst einige Altgenossen, die die SPD bis dahin an Kurt Schumacher messen, klatschen begeistert Beifall bei seinen Auftritten und sind sich einig: „Der Junge ist in Ordnung“. Schröder biedere sich nicht an und brauche nur er selbst zu sein. Seine klare, einfache Sprache, ohne elitäres Soziologen-Chinesisch und sein pragmatisches Denken kommen bei den Genossen gut an. Gleichzeitig werden innerhalb der SPD aber auch Stimmen laut, die ihn einen „Opportunisten“ und „Taktierer“ nennen (Herres/Waller 1999: 42).

Schröders politischer Weg führt über den Juso-Vorsitz 1980 in den Bundestag nach Bonn, wo sich die berühmte Geschichte zuträgt, bei der Schröder nachts angetrunken am Kanzleramt vorbeikommt, am Zaun zu rütteln beginnt und schreit: „Ich will hier rein!“ (Herres/Waller 1999: 57 f.). Um dieses Ziel zu erreichen, weiß er, dass er erst Niedersachsen gewinnen muss. Er schafft es auch, trotz Widerständen in der Partei, Spitzenkandidat der SPD für das Amt des Ministerpräsidenten zu werden - verliert dann jedoch die Wahl. In dieser Phase durchläuft Schröder die erste, deutlich wahrnehmbare,

äußerliche bzw. optische Wandlung. Eine Untersuchung seiner Körpersprache – d.h. Mimik, Gestik, Haltung und Erscheinungsbild – ergibt, dass er zwischen 1978 und 1986 arrogant und zugleich schutzsuchend wirkt. Bei öffentlichen Reden war er angespannt und ernst, sein Blick war unruhig, er lächelte nicht und seine Stimme war gleich bleibend, sowie ein leichtes Lispeln auszumachen. Zudem wirkte seine Frisur ungepflegt und er trug keine Krawatten (Dieball 2002: 178). Laut Urschel, habe er seinen Stilwandel seiner damaligen dritten Frau Hiltrud zu verdanken. Sie habe ihn dazu angehalten, Jeans und Pulli aus der Garderobe zu verbannen. Er trägt nun italienisch geschnittene Anzüge. Er muss mehr lesen, Tennis spielen lernen – das proletarische Kicken in der Juristenelf aufgeben – und er muss abnehmen. Die Haare liegen lockerer, sind kürzer und trotz fortschreitenden Alters auch eine Spur dunkler. Die Krawatten passen jetzt zum Hemd und zum Anzug (Urschel 2002: 57). Ganz anders ist dann auch sein Erscheinungsbild in den Jahren bis 1997: Er wirkt nun lässig und entspannt. Seine ehemals verschlossene Gestik wird durch Dominanzgesten ersetzt. Er wirkt freundlicher, sucht ständigen Blickkontakt zu seinen Zuhörern, lächelt häufig und spricht energischer. Seine Frisur wirkt immer noch ungepflegt, doch er hat mittlerweile einen konventionelleren Stil entwickelt und ist bei Auftritten geschminkt (Dieball 2002: 178).

1990 versucht Schröder es erneut und diesmal hat er Erfolg: Er wird Ministerpräsident an der Spitze einer rot-grünen Koalition in Niedersachsen. Vier Jahre später erreicht er mit der SPD dann sogar die absolute Mehrheit der Mandate. Der zweite Wahlsieg bestätigt seine erfolgreiche erste Amtszeit, die ihm den Namen des volksnahen ‚Machers‘ eingebracht hat. Dieses Image kann Schröder in der zweiten Amtszeit weiter ausbauen und er steigt laut Umfragen in der Wählergunst, sowohl in Niedersachsen als auch bundesweit. Dies ist überraschend, angesichts Finanzkrise und Sparprogramm, López-Skandal, „Chaos-Tagen“, Gorlebenkrawallen und den Querelen mit der Bundes-SPD. Schröder vermittelt aber immer wieder den Eindruck, die Fäden in der Hand zu haben, eben der „Macher“ zu sein (Herres/Waller 1999: 118-128). Daneben gilt Schröder auch als „Macho“. Als seine dritte Ehe mit Hiltrud in die Brüche geht, hat er sich bereits in der Öffentlichkeit mit seiner künftigen Frau Doris Köpf gezeigt. Urschel schreibt über die häufigen Ehen Schröders: „Alle fünf Phasen seines Lebens stehen auch für die

Beziehung zu einer Frau: Kindheit, Studium, Juso-Jahre, Karriere-Kampfzeit, Kanzlerschaft. [...] Der Abschluss einer Phase des Lebens bedeutet bei Schröder immer die Lösung von der Partnerin. Dass damit jeweils Scheidung und neue Heirat verbunden waren, lässt sich vielleicht durch die kleinbürgerliche Denkweise, vielleicht auch durch einen gewissen Ordnungssinn erklären“ (Urschel 2002: 46). Für die Opposition sind die vier Ehen Schröders eine willkommene Angriffsfläche im Bundestagswahlkampf, um sein Image ins Negative zu kehren. Aber es gelingt ihr nicht, daraus einen Vorteil zu ziehen. Vielmehr erringt er am 1. März 1998 erneut die absolute Mehrheit im Landtag und weiß das Wählervotum zu nutzen, um sich auch in der Partei durchzusetzen. Der Parteivorsitzende Oskar Lafontaine, sein größter Rivale im Kampf um die Kanzlerkandidatur, erklärt ihn nach seinem Wahlsieg zum Kanzlerkandidaten (Herres/Waller 1999: 189 f.). Die Wahl in Niedersachsen wurde so als eine Art „Vorwahl“ inszeniert, wie man dies sonst aus dem amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf kennt. Am Tag nach der Wahl titelt die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ daher: „Schröder, Schröder: das war die einzige Botschaft des Landtagswahlkampfes. [...] Wenn überhaupt, traten Arbeitslosigkeit, Staatsfinanzen, innere Sicherheit, Bildungspolitik aus bundespolitischem Blickwinkel ins Gesichtsfeld. Das konnte Schröder nur recht sein, denn als Landespolitiker steht er bei der waghalsigen Verschuldung Niedersachsens und der überdurchschnittlich hohen Arbeitslosenquote ziemlich schlecht da.“³⁸

Schröder wird trotzdem bereits Mitte 1997 – in einem damals noch fiktiven Vergleich mit Kohl – von 61 Prozent der Befragten als Kanzler präferiert. Zu diesem Zeitpunkt wird Schröder bezüglich seiner Manager-Fähigkeiten und seiner Persönlichkeit deutlich positiver beurteilt als der Amtsinhaber. Selbst in Bereichen, in denen er leicht negativ beurteilt wird, liegt er noch vor Kohl. Den größten Vorsprung erzielt Schröder bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Und während Kohl als verbraucht und tatenlos gilt, wirkt Schröder zu diesem Zeitpunkt auf viele Wähler dynamisch und tatkräftig (Brettschneider 2000: 117-121). Zudem befinden 51 Prozent in einer Allensbacher Untersuchung vom Januar 1998, dass die SPD und die Grünen die sympathischsten Parteien seien, auch wenn nur 24 Prozent den beiden zutrauen, die dringenden Aufgaben auch besser zu bewältigen als die Regierung.³⁹ Im Falle Schröders muss diese zudem noch

einmal differenziert betrachtet werden, da er von jeher Distanz zur SPD gehalten hat. Daher steht auch im Wahlkampf der Kandidat und weniger die Partei im Mittelpunkt. Die Wahlstrategen versuchen gezielt, Schröder als Gegenentwurf zu Amtsinhaber Kohl zu inszenieren: Jung, dynamisch, unverbraucht (Noelle-Neumann 1999: 33). Dies ist aber sicherlich nicht der einzige Faktor, der in die Bewertung des SPD-Kanzlerkandidaten mit hinein spielt. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, warum dem „jungen, modernen“ Kanzlerkandidaten bereits ein Jahr nach dem Machtwechsel attestiert wird, dass er im Kanzlersessel schon jetzt so alt aussehe, wie Kohl nach 16 Jahren.⁴⁰

3.2 „Wetten ... dass?“ – Regieren macht Spass

Bei der Bundestagswahl im Jahr 1998 steht die Person Schröder – und mit ihr verbunden die Image-Dimension der „unpersönlichen Merkmale“ – weitaus stärker im Mittelpunkt der Medien, als dass zuvor in deutschen Wahlkämpfen der Fall gewesen war. Dabei wird der Personalisierung 1998 vor allem von jenen Vorschub geleistet, die sie beklagen: von Journalisten. Rettich und Schatz vom Institut für Medienanalysen, ‚Medien Tenor‘, verglichen die Berichterstattung zur Bundestagswahl mit den Pressemitteilungen der Parteien und kamen hierbei zu folgendem Ergebnis: „Das hartnäckigste Gerücht über den Wahlkampf [...] ist falsch. Die Kampagne 1998 war weit davon entfernt, inhaltsarm zu sein. Inhaltsarm war nur die Berichterstattung darüber“ (1998: 54).⁴¹

Zu einem großen Teil ist nun aber allein die Berichterstattung für den Wähler ausschlaggebend. Die Medien vermitteln das Bild des Politikers und Schröder versteht es wie kein anderer, die richtigen Bilder zu liefern. Während seiner Amtszeit in Hannover hatte er bereits ganz gezielt gute persönliche Drähte zu Journalisten aufgebaut, die sich später als die wahren Kanzlerkandidaten- und dann Kanzlermacher empfanden (Meng 2002: 27). Zudem ist eine seiner größten Stärken der gekonnte Umgang mit dem Fernsehen. „Der Inszenierungsartist Schröder weiß genau, wo die Kameras stehen, in die er lächeln muss, damit die potentiellen Wähler positive Bilder geliefert bekommen. [...] Häufig nutzt er antrainierte Siegerposen. Dabei reißt er beide Arme ausgestreckt nach oben, winkt mit den Händen oder bildet das Victory-Zeichen. Insgesamt gibt er sich [...]

meist locker und entspannt, wirkt durch joviale Stimme und geschulte Gestik“ (Dieball 2002: 180). Diese Bilder kommen bei den Wählern an: Der SPD-Kandidat erzielt nach dem Landtagswahlkampf in Niedersachsen im März 1998 Traumwerte. Laut einer Umfrage des Forschungsinstitutes ‚Infratest Dimap‘ wirkt Schröder auf 54 Prozent der Befragten „menschlich sympathischer“ als Kohl – umgekehrt befinden dies nur 25 Prozent. Einher geht dieses Ergebnis mit dem Eindruck, Schröder sei glaubwürdiger (40 Prozent), sozialer eingestellt (55 Prozent) und besser mit den Problemen der Bürger vertraut (57 Prozent). Zudem geht das Konzept der Wahlstrategen, Schröder moderner erscheinen zu lassen als Kohl, vollständig auf: Nur 5 Prozent geben an, Kohl sei moderner, im Gegensatz zu 83 Prozent, die für den Herausforderer votieren. Trotz der guten Umfragewerte und seines Inszenierungstalents werden Schröders Auftritte und Aussagen von der Presse kritisch verfolgt. Ein Vorwurf, der immer wieder aufkommt, gilt der Selbstverliebtheit des Kandidaten. So schreibt ‚Die Zeit‘ bereits im April über den ‚Erwählten‘, der viel spreche, auch wenn er nichts zu sagen habe und dass er gerne vom ‚Wir‘ in seinen Redeskripten abweiche, um es durch ein bescheidenes ‚Ich‘ zu ersetzen.⁴² Im Interview mit ‚Die Zeit‘ gibt er dann auch später ganz offen zu, dass er ohne die Hinweise seiner Freunde „unter Umständen abheben“⁴³ würde. Auch Schröders Auftritte in italienischen Anzügen, mit teuren Zigarren und seine vierte Ehe geraten wieder in den Mittelpunkt des medialen Interesses. So lässt zum Beispiel die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ indirekt Zweifel an Schröders Glaubwürdigkeit aufkommen, wenn sie berichtet, dass er es sich leisten könne schon mittags Zigarre zu rauchen – er, der gerne über die kleinen Verhältnisse berichte, aus denen er stamme.⁴⁴ Schröder hat aber das Talent, mit seinen Fehlern zu kokettieren und seine Ehrlichkeit lässt ihn für viele Wähler wieder sympathisch wirken. Zwar besagt eine Allensbacher Befragung drei Wochen vor der Wahl, dass ihn 39 Prozent der Wähler eitel finden⁴⁵, von seinen überragenden Popularitätswerten vom März hat Schröder dennoch kaum Punkte eingebüßt: Er gilt fast unverändert als populär, intelligent, locker, verständlich in seinen Aussagen und modern. Zudem wird ihm – weitaus mehr als Amtsinhaber Kohl – die Fähigkeit zugeschrieben, dass er wisse, wie die Medien zu gewinnen seien, ein Gespür für Wählerströmungen habe, sich gerne mit wichtigen Leuten umgebe und das Bad in der Menge liebe.

So trägt der „Medienstar“ sicher seinen Teil dazu bei, dass die SPD schließlich zusammen mit den Grünen den ersten vollständigen Machtwechsel in der Bundesrepublik Deutschland herbeiführt. In den ersten Regierungsmonaten ist jedoch zu beobachten, wie eben jenes Inszenierungstalent zunehmend negativ interpretiert wird: Schröder fällt nämlich vor allem als „Party-Kanzler“ auf. Es entsteht der Eindruck, dass er zwischen Filmfestspielen, Galas und Karnevalsfeiern kaum noch Zeit ans Regieren verschwendet, was ihm von den Medien zunehmend vorgeworfen wird. Den vorläufigen Höhepunkt bildet hierbei Schröders Auftritt in der Sendung „Wetten,...dass?“. „Während Außenminister Fischer in Rambouillet den Krieg im Kosovo zu verhindern suchte und Innenminister Otto Schily sich mit den Folgen der Kurdenkrawalle herumschlug, musste der Kamerakanzler zwischen Popstars und Filmgrößen eine peinliche Überprüfung seines Haupthaars auf Farbechtheit präsentieren. [...] ‚Wie wär’s mal mit Regieren, Herr Kanzler?’ fragte spitz die „Hamburger Morgenpost“. Die „Berliner Zeitung“ meldete unter der Überschrift ‚KanzlerLeichtfuß’ Zweifel an Schröders Ernsthaftigkeit an.“⁴⁶ In der Bevölkerung verstärkte sich, laut einer Umfrage, zunehmend der Eindruck, dass Öffentlichkeitswirkung für ihn im Vordergrund stehe; dagegen sinke das Vertrauen in Glaubwürdigkeit und politische Weitsicht.⁴⁷ Die Bevölkerung bewundere zunehmend seine rhetorische Begabung, erkenne seine Fähigkeiten im Umgang mit den Medien an, nehme amüsiert seine Eitelkeit zur Kenntnis – nichts habe sich in seinem Image so verändert wie die Wahrnehmung von Eitelkeit –, schätze seine Lockerheit. Und trotzdem schwinde die Ausstrahlung von Zuversicht, Erfolg und Popularität. Seit Mitte des Jahres 1998 sei der Eindruck, dass Schröder ein Wählermagnet ist, von 54 auf 23 Prozent gesunken, die Ausstrahlung des zuversichtlichen Erfolgsmenschen von 49 auf 36 Prozent.

3.3 Robin Hood oder Genosse der Bosse? Wofür steht Schröder?

Schon während seiner Kanzlerkandidatur werden Zweifel an Schröders Integrität laut. Ist die vielbeschworene Doppelspitze Schröder-Lafontaine tatsächlich ein so harmonisches Gespann? Würde Schröder wirklich, wie er immer wieder betont, keine Koalition mit der PDS eingehen, wenn dies das Wählervotum erforderlich machen würde? Die Presse spekuliert viel darüber, was man ihm glauben kann und was nicht. Zudem ist vielen nicht klar, wofür Schröder überhaupt steht. Ist er ein Robin Hood, der sich für die

sozial Schwachen einsetzen wird, oder ist er der „Genosse der Bosse“, der auf der Seite seiner Wirtschaftsfreunde steht? Mit Aussagen wie, es gebe keine linke oder rechte Wirtschaftspolitik, sondern nur eine richtige oder falsche bzw. eine moderne und eine altmodische, wird die Verwirrung noch größer. Was ist für den Kandidaten die richtige Politik? Diese Fragen werden durch seine Distanz zur eigenen Partei verstärkt. Das größte Problem bei der Beurteilung Schröders ist, dass er nicht eine Rolle spielt, sondern sein Spiel der jeweiligen Situation anpasst. Schröder sei „ein brillanter, ständig und unerschrocken Lernender, der die Regeln in jeder Situation spielerisch erfaßt, fehlerfrei nachahmt und schnell bis an die Grenzen ausreizt, gerne auch über die Grenzen hinaus“.⁴⁸

Diese Rollenwechsel sind auch ein Grund dafür, dass Kohl 1998 nicht weiß, wie er seinen Wahlkampfgegner packen kann. Der Amtsinhaber spricht immer wieder von einer ‚Lichtgestalt‘, dem ‚charakterlosesten Herausforderer‘ den er jemals hatte und von einem, der ‚heute so und morgen so kann‘.⁴⁹ Da Schröder für alles stehen kann, können die Wähler vor dem Machtwechsel alle Hoffnungen auf ihn setzen. ‚Der Spiegel‘ schreibt, Schröder habe besonders raffiniert seine Zielgruppe, die Wechselwähler, umgarnt:⁵⁰ Ihr habe er das Label ‚Neue Mitte‘ gegeben – eine Gruppe, die es bislang nicht gab, zu der aber jeder gehören wolle, der sich nicht zur alten Rechten oder alten Linken zählt. Der Trick funktioniere nach den Regeln der Produktwerbung: Wer Schröder wähle, gehöre dazu! Die Unterschiede würden allein im Image liegen. Diese Strategie funktioniert im Wahlkampf, kann aber, sobald man das Amt des Bundeskanzlers inne hat, nicht lange gut gehen. Und spätestens mit dem Beginn des Kosovo-Krieges fordert man von Schröder Substanz. Statt nach dem Medien- und Spaßkanzler wird nach einem Staatsmann verlangt, der Verantwortung übernimmt und sagt, wofür er steht. ‚Die Zeit‘ schreibt: „Vorbei die schönen Tage, als er sich im kleinen Kreis überlegt hat, welches ‚Image‘ er sich als Kanzler denn so zulegen solle und wie man das machen könne, der Würde des Amtes gerecht zu werden und dennoch ‚Ich‘ zu bleiben. Viel Herzblut ist vor allem in solche Überlegungen geflossen. Was aus dem Container sollen wir zu sehen bekommen? Welches Ich? Passé! Die Verhältnisse haben Gerhard Schröder eingeholt, mit Macht.“⁵¹ Gerade während der Kosovo-Krise beweist Schröder erneut seine

Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit, und dass er dazugelernt hat: „Nach außen hin hat Schröder den Habitus des Hoppla-jetzt-komm-ich abgelegt. Für seine Verhältnisse macht er sich fast rar. Vor dem Krieg war es so, daß Politiker und Journalisten den Eindruck hatten, Schröder sei überall und sage zu allem etwas. Das hat sich geändert. Seine Auftritte sind seltener geworden [...] Und der Kanzler führt eine andere Sprache. Spätestens der Verlauf des EU-Gipfels in Berlin und der Kosovo-Krieg haben ihm klargemacht, so berichten Schröder-Leute, welche Verantwortlichkeiten auf ihm als Regierungschef lasten.“⁵²

3.4 Wo ist Schröder? Vom „Gernekanzler“ zum „Chaoskanzler“

Schröders Führungsstärke wird bereits im Wahlkampf angezweifelt, da nicht einzuschätzen ist, wer nach der Wahl das Sagen haben wird: Der Kanzlerkandidat Schröder oder der Parteichef Lafontaine. Im Interview mit ‚Die Zeit‘ antwortet Schröder auf die Frage, wer nach der Wahl die Macht habe: „In der Öffentlichkeit wird geunkelt: ‚Na ja, die Sozis haben den Schröder auf den Schild gehoben, der gefällt den Medien. Nach der Wahl haben Lafontaine und die SPD-Fraktion das Sagen.‘ Doch inzwischen wissen Lafontaine und ich um die Bedingungen des gemeinsamen Erfolges. Keiner will den anderen dominieren, sonst würde die gemeinsame Arbeit schiefgehen, und wir würden beide scheitern.“⁵³

Knapp acht Monate nach dem Machtwechsel ist das Spitzenduo dann doch gescheitert. Lafontaine legt seine Ämter überraschend nieder, ohne eine offizielle Erklärung abzugeben. Schröder übernimmt – gezwungenermaßen – den Parteivorsitz. Unbeliebter bei den Genossen, schreibt ‚Der Spiegel‘, habe in der Nachkriegs-SPD noch nie jemand dieses Amt übernommen und spätestens jetzt müsse er das Land, allein – ohne Hilfe – regieren.⁵⁴ Während des Wahlkampfes sei es einfach Führungsstärke zu inszenieren. Schröder war der „Siegertyp“, der von den Wählern als energisch und tatkräftig eingeschätzt wurde, der als pragmatischer Durchsetzer und energiesprühender Modernisierer galt.⁵⁵ Bereits sechs Wochen nach dem Machtwechsel fragt ‚Der Spiegel‘ aber: „Wo ist Schröder?“⁵⁶ Viele würden schon jetzt nach einem ‚Führungskanzler‘ schreien und nicht nach einem ‚Nachbesserungskanzler‘. Der Slogan ‚Ich bin bereit‘ habe

klarmachen sollen, dass hier ein Durchblicker und Zupacker antrete. Doch statt Visionen und konkreter Reformpolitik unterhalte die neue Truppe das Land mit undurchschaubaren Steuertabellen und persönlichen Rempeleien, während Schröder vor allem eine gute Figur mache und optimistisch in die Kamera strahle. Hoinle beschreibt Schröder als ‚Gernekanzler‘, der aber zu wenig gerne Parteichef sei (Hoinle 2006:57). Bereits im Wahlkampf gibt sich der SPD-Kandidat als untypischer Sozialdemokrat. „Gut ist man erst, wenn man den Mut hat, gegen den Konsens in der eigenen Gruppe zu verstoßen. Einer, der sich zu hundert Prozent von der Partei in Dienst nehmen läßt, kann auch wenig für seine Partei tun“⁵⁷, zitiert ihn ‚Die Zeit‘. Dennoch sei sein Profil gegen Ende des Wahlkampfes sozialdemokratischer.⁵⁸ Mit der Distanz zur Partei kann er somit zwar parteiungebundene Wähler locken, ganz unabhängig von der SPD kann er dennoch nicht agieren. Schröder muss sich während des Wahlkampfes noch nicht vor den eigenen Leuten fürchten, da die SPD zur Geschlossenheit mahnt. Dennoch bahnen sich Konflikte an: Scharping fordert, man möge sich wieder Sachfragen zuwenden, Müntefering schreibt ein 30 Seiten starkes Strategiepapier, in dem er warnt, dass Image und Inhalt in einem vernünftigen Gleichgewicht stehen müssten und die SPD nur glaubwürdig bleibe, wenn die Personen mit dem Programm übereinstimmen.⁵⁹ Schon bald nach dem Machtwechsel wird seine Führungsschwäche und mangelnde Durchsetzungskraft als Regierungschef nur allzu deutlich. Sein lockerer Satz „Ich versuch’s einfach mal“⁶⁰ bekommt eine neue Bedeutung. Die 100-Tage-Bilanz für die Regierung fällt verheerend aus; in den Medien wird von einem Fehlstart des ‚Chaos-Kanzlers‘ gesprochen.⁶¹ Trotz alledem wird Schröder im Februar von der Bevölkerung aber positiv bewertet: 71 Prozent glauben, dass er den Rückhalt der eigenen Partei hat und sich durchsetzt (79 Prozent), zudem sei er ehrgeizig (93 Prozent), verlässlich (60 Prozent) und habe Sachkenntnis (78 Prozent).

Ein halbes Jahr später ist von dieser positiven Beurteilung nicht mehr viel übrig. Die Bevölkerung nimmt die Entfremdung zwischen Schröder und der SPD immer deutlicher wahr und macht ihn zunehmend persönlich für die schlechten Regierungsleistungen verantwortlich.⁶² Zuvor haben die Bürger das ‚Sommertheater‘ verfolgen können, bei dem Schröder das Ruder aus der Hand genommen wurde und die Genossen sich wieder

und wieder gegen ihn stellen.⁶³ Wahre Mitstreiter in der Partei habe er nicht, die enorme Kommunikationslücke zwischen Partei und Schröder klaffe weit auseinander.⁶⁴ Nur einmal – zu Zeiten der Kosovo-Krise – kann er Führungsstärke zeigen,⁶⁵ danach zitiert ‚Der Spiegel‘ Schröder mit Sätzen wie: ‚Ich bin es wirklich leid, auch aus dem eigenen Laden Vorwürfe hören zu müssen. Also Ruhe an der Front‘, oder: ‚Seid doch endlich mal stolz auf das, was wir erreicht haben‘⁶⁶, oder aber: ‚Ich kann nicht everybody’s darling sein‘, was er nun auch erkenne und sich daher zunehmend in der Rolle des eisernen Kanzlers übe.⁶⁷ In seinem ersten Regierungsjahr hat Schröder demnach lernen müssen, die Rolle des ‚Spaßkanzlers‘ abzulegen und er hat erkannt, dass von einem Regierungschef mehr Ernsthaftigkeit und Führungsstärke gefordert wird.

3.5 Von Saumagen, Viel-Sagen und Reformvorhaben

Betrachtet man die vierte Image-Dimension, bei der es um die Kompetenz des Politikers geht, kann man zunächst feststellen, dass politische Themen – die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, Steuerreform, Gerechtigkeitslücke oder die Ankurbelung der Wirtschaft – im Wahlkampf 1998 konkreter diskutiert werden als beispielsweise 1987 oder 1994 (Rettich/Schatz 1998: 60). Dennoch heißt es in den Medien, dass Schröder statt klarer Perspektiven lieber mit inhaltsarmen Floskeln um sich schmeiße und sein In-Image betone.⁶⁸ Dieser Eindruck wird vom Kandidaten selbst bestätigt. In der ‚Zeit‘ schreibt er an die Leser: „Im Prinzip verhält es sich mit dem Regieren wie mit dem Essen. ‚Saumagen kann etwas sehr Leckeres sein‘, schrieb ich unlängst Madeleine Jakits vom Feinschmecker. ‚Aber‘, fügte ich an, ‚es muß nicht immer Saumagen sein.‘ Ich glaube, das ist es, was Max Weber meinte, als er vom Augenmaß des Politikers sprach.“⁶⁹ Konkreter wird er an dieser Stelle – an der er immerhin damit wirbt, dass er sein Regierungs- und nicht sein Wahlprogramm ansprechen wolle – nicht. Immer wieder wird der Vorwurf laut, Schröder werbe mit einem nebulösen Programm, das für alles stehen könne. Dieser Vorwurf bleibt auch nach dem Machtwechsel bestehen. Nachdem er versprochen hat, nicht alles anders, aber vieles besser als Kohl zu machen, bekommt dieser Slogan mit der Regierungserklärung – die, laut ‚Frankfurter Allgemeiner Zeitung‘, auch von Kohl nicht langweiliger hätte sein können – eine neue Dimension.⁷⁰

Eine klare Aussage des Bundeskanzlers wird vermisst und seine Worte tragen vielfach die Handschrift von Lafontaine und Kanzleramtschef Bodo Hombach. Das „Bündnis für Arbeit“, das gegen die Arbeitslosigkeit ankämpfen soll, ist lange Zeit nur ein „Fototermin“⁷¹ und immer wieder kündigt Schröder einen Neuanfang an, nach dem Motto: „Jetzt werde ich es besser machen“.⁷² Mit dem ‚Schröder-Blair-Papier‘ legt er im Juni 1999 ein Programm vor, das er selbst als „Paradigmenwechsel in der deutschen Politik“ und „größtes Reformprojekt in der Geschichte der Bundesrepublik“ bezeichnet, nachdem er zuvor als Maulheld und Versager von der Opposition verspottet worden war.⁷³ Trotz aller Reformvorstöße bleibt der Vorwurf, Schröder sei ein schwankender, richtungsloser Kanzler aber bestehen. Da sein Image in der Innenpolitik somit schwere Verluste hinnehmen muss, meint er, sein ‚Sieger-Image‘ über außenpolitische Erfolge wieder aufpolieren zu können.⁷⁴ Vor der Wahl hat er sich als Neuling auf internationalem Parkett zwar noch einige Faux-Pas erlaubt⁷⁵, durch den Kosovo-Krieg kann er nun jedoch an Statur gewinnen, indem er sich Seite an Seite mit anderen großen Staatsmännern präsentiert. Auch ein Besuch im Kosovo, bei dem ihm die Menschen zujubeln und die Bilder – des ‚Kriegskanzlers‘ – um die Welt gehen, nutzt er, um verbissen an seinem internationalen Profil zu feilen.⁷⁶ Auch hier habe er sich allerdings übernommen. Zu Beginn der deutschen EU-Ratspräsidentschaft habe er sich viel zu hohe Ziele gesetzt, die nicht erreicht werden können.⁷⁷ Schröder wirkt orientierungs- und planlos. Nur 15 Prozent der Bevölkerung schreiben ihm im August politische Weitsicht zu.⁷⁸ Die Kritik an diesen „Nicht-Eigenschaften“ wird im Laufe des ersten Regierungsjahres immer deutlicher. Schröder kann zwar lange Zeit durch seinen Charme und sein Lächeln glänzen, schließlich wird er aber doch von den Erwartungen und Anforderungen des Amtes eingeholt.

4. Angela Merkel: „Ich will Deutschland dienen.“

4.1 Fremd, unscheinbar und unterschätzt – Merkels leiser Aufstieg

Angela Dorothea Kasner wird am 17. Juli 1954 als älteste Tochter der Lehrerin Herlind und des Theologen Horst Kasner in Hamburg geboren. Schon kurz nach ihrer Geburt siedelt Angela mit ihrer Mutter zum Vater in die DDR über. Ihre Kindheit und

Jugendzeit ist schwierig. Sie ist eine Westdeutsche im Osten und beschreibt sich und ihre Geschwister mit „Wir waren schon Außenseiter“ (Stock 2000: 43). Dennoch sei sie in ihrer Schulzeit die „Anführerin“ gewesen (Müller-Vogg 2004: 51), und habe eine „sehr glückliche Kindheit“ gehabt (Ebd.). Der Beruf des Vaters und das Arbeitsverbot der Mutter setzen sie ständiger Beobachtung durch die Staatsicherheit aus. Die Angst, dass etwas aus der Familie nach außen dringen könnte, z.B. dass sie Westfernsehen empfangen, lehrt sie schon früh, dass Schweigen das höchste Gut ist (Schley 2005: 13). Dies ist auch für die Politikerin Merkel in ihrem inneren Zirkel von Vertrauten später die oberste Maxime. Merkel ist eine klassische Einserschülerin, die durch ihre Anpassungsfähigkeit und rasche Auffassungsgabe hervorsteicht. Sie selbst besätigt, „grundsätzlich galt in der Schule für uns Kinder das Gebot der Unauffälligkeit“ (Müller-Vogg 2004: 47 f.). Durch ihren Eintritt bei den Jungen Pionieren sowie später in den Bund der Freien Deutschen Jugend (FDJ) versucht sie, die Sonderrolle der christlich erzogenen Pfarrerstochter abzuschwächen. Merkel bezeichnet dieses Bestreben nach Unauffälligkeit selbst als ein „Schutzprogramm“ (Stock 2000: 44). Von der Ehefrau Merkel ist nur wenig bekannt. Ihr Pflaumenkuchen sowie ihre Kartoffelsuppe sind die einzigen Hausfrauenqualitäten, von denen man in der Öffentlichkeit erfahren hat. Dies sind jene wenigen, bewusst gestreuten Informationen, die Merkels Häuslichkeit und christlich-traditionelle Herkunft betonen sollen. Auch sonst gibt sie aus den Jahren 1977 bis 1989 über ihr Leben wenig preis. Bekannt ist, dass sie 1977 Ulrich Merkel heiratet, von dem sie sich 1981 scheiden lässt. 1986 promoviert sie in physikalischer Chemie in Berlin.

Das politische Leben Merkels beginnt 1989 – mehr durch Zufall. Merkel tritt dem ‚Demokratischen Aufbruch‘ (DA) bei, wo sich ihre Karrieresprünge beinahe überschlagen und das Bild der „Generalistin“, ohne eigenes politisches Bekenntnis, erste Formen annimmt. Anfangs als „Mädchen für alles“ im DA-Büro angestellt, wird sie schon in der zweiten Woche zur Pressesprecherin befördert (Stock 2000: 190). Noch im selben Jahr wird Merkel zur stellvertretenden Regierungssprecherin unter Lothar de Maizière ernannt. Hier absolviert Merkel „ihren politischen Basiskurs“⁷⁹. Obwohl sie durch die Wiedervereinigung ihren Posten verliert, zeigt Merkel, wie schnell sie wieder auf die Beine kommen und eine beginnende Niederlage in einen Vorteil verwandeln kann. Sie

bewirbt sich sogleich als Direktkandidatin der CDU für ein Bundestagsmandat, welches sie 1990 auch erringt. Kurz darauf, im Januar 1991, stellt Bundeskanzler Helmut Kohl sein viertes Kabinett zusammen und beruft dabei, auf Anraten seines stellvertretenden Vorsitzenden de Mazière, Merkel in das Amt der Bundesministerin für Frauen und Jugend (Schley 2005: 30). Schon zuvor, im Frühjahr 1990, hatte Merkel ein Treffen mit Kohl initiiert (Langguth 2005: 151). Kohl beschreibt seinen ersten Eindruck von ihr später so: „Sie war nicht so profihaft abgeschliffen. Das war nicht die abgeleckte Politikerart [...] Zugleich war ganz klar, dass Angela Merkel eine hochintelligente Frau ist“ (Stock 2000: 86). Diese Einschätzung Kohls, die ihr auch das „Mädchenimage“ (Schley 2005: 31) einbringt, zählt heute mit zu ihren größten Stärken. „Merkels steiler Aufstieg an die Spitze eines Bundesministeriums wurde als eine Karriere von Kohls Gnaden wahrgenommen“ (Langguth 2005: 154). Unterschätzt wird dabei schon damals ihr ausgeprägter Machtinstinkt sowie ihr Durchsetzungsvermögen, welche ihr den Namen „Physikerin der Macht“ (Ebd.: 2) einbringen.

Im November 1991 kandidiert Merkel für den Landesvorsitz der CDU in Brandenburg. Hier erfährt sie ihre erste Niederlage, aber schon sieben Tage später sorgt ihr „Ziehvater“ Kohl dafür, dass sie zur stellvertretenden Bundesvorsitzenden der CDU gewählt wird. Die nächsten zwei Jahre nutzt sie, um sich in der Partei zu etablieren. „Niemand in Bonn kannte sie damals“, erinnert sich Peter Hintze, ein enger Vertrauter Merkels (Stock 2000: 63). Dennoch macht sie sich im Amt schon bald einen Namen, wobei sie später immer wieder betont, „dass sie ihre politischen Erfolge ihren Überzeugungen, ihrer Intelligenz und ihrer Durchsetzungskraft verdankt“⁸⁰. In Abgrenzung zu Kohl betont sie zudem, sie habe ihm zwar viel zu verdanken, aber sie selbst habe etwas geleistet und ihr sei nichts geschenkt worden (Langguth 2005: 276). Merkel kämpft sich weiter nach oben: Mitte 1993 übernimmt sie den CDU-Vorsitz in Mecklenburg-Vorpommern. Ein gutes Jahr später vollzieht sich ein erneuter beruflicher Wechsel, als sie im November 1994 zur Bundesministerin für Naturschutz und Reaktorsicherheit ernannt wird. Trotz all dieser Ämter hinterlässt sie bis dahin keinen bleibenden Eindruck auf der politischen Bühne. Als die CDU 1998 die Bundestagswahl verliert, schlägt der Parteivorsitzende Wolfgang Schäuble Merkel als Generalsekretärin vor, die daraufhin auf dem Parteitag

von 93 Prozent der Mitglieder gewählt wird. Als die CDU von der Spendenaffäre erfasst wird, begeht Merkel den „Vatermord“: Sie verfasst einen offenen Brief an die Partei, der in der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung‘ als Meinungsbeitrag⁸¹ veröffentlicht wird und zum Sturz ihres bereits angeschlagenen „Ziehvaters“ Kohl führt. Dieser Schachzug prägt bis heute das öffentliche Bild Merkels, die weiß, im richtigen Moment zu agieren. Mit ihrer späteren Rechtfertigung legt sie die Basis für ihre Vertrauenswürdigkeit und das Image der Ehrlichen. „Ich habe nichts zurückzunehmen und stehe zu jedem Wort. Mein Artikel ist eine sehr persönliche Stellungnahme, die ich mir ganz genau überlegt habe“ (Stock 2000: 138). Nach eigenem Bekunden, geht es ihr darum, die Partei zu retten, die nun vor einer inneren Zerreißprobe steht. Nach dem Rücktritt Schäubles vom Parteivorsitz wird Merkel im Frühjahr 2000 von 95 Prozent der Delegierten an die Spitze der Partei gewählt. Sie selbst nennt diese Wahl ein „Stück gelebter deutscher Einheit“ (Ebd.: 194). Merkel erlangt im Zuge der Spendenaffäre große Bekanntheit und ein positives Image in der Bevölkerung, wozu die fast einhellig positive Medienberichterstattung über ihre Person sicherlich wesentlich beigetragen hat. Den vorläufig ersten Höhepunkt ihrer Popularität erfährt sie im April 2000, nach der Wahl zur CDU-Vorsitzenden. Hier kann sie Schröder in der allgemeinen Beurteilung durch die Bürger deutlich überflügeln (Ebd.). Im Vergleich zum amtierenden Bundeskanzler – und auch im Vergleich zum CSU-Vorsitzenden und bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber – wird sie als sympathischer, sozialer eingestellt, bürgernäher und vor allem glaubwürdiger eingestuft, und man traut ihr eher zu, in der Politik neue Wege zu gehen. Die „Merkel-Mania“ schlägt aber schon schnell in zunehmende Kritik um, so dass bereits im Juli 2000 Schröder wieder höhere Zustimmung erreicht (Niedermayer 2002: 52). Als Konsequenz verliert sie im Jahr 2002 den Machtkampf um die Kanzlerkandidatur gegen Stoiber, der sich im Bundestagswahlkampf gegen den Amtsinhaber nicht durchsetzen kann. Als Schröder im Frühsommer 2005 überraschend Neuwahlen anstrebt, kommt die CDU in Zugzwang (Schley 2005: 191). Merkel, die seit 2002 als Oppositionsführerin der Union im Bundestag fungiert, gilt als aussichtsreiche Kandidatin und wird am 30. Mai 2005 von den Parteipräsidenten der CDU/CSU zur Kanzlerkandidatin bestimmt.

4.2 Die drei P's der Merkel: Physikerin, Politikerin und doch Phantom

Merkel schafft es in den Jahren der Opposition nicht, ein klares Profil ihrer Person zu zeichnen, was ihre Beurteilung auf der Image-Dimension der „unpersönlichen Merkmale“ zunächst erschwert. Die Presse lässt sich anfangs eine Vielzahl von wechselnden Etikettierungen einfallen, doch schon bald wird ihr ein eigenes Image abgesprochen, so dass ihre öffentliche Hauptkompetenz fortan darin liegen soll, „Kohls Mädchen“ zu sein. Ihre persönliche Selbstdarstellung beschränkt sich auf Zurückhaltung.⁸² Der Weg der unscheinbaren Physikerin vor „die Tore des Kanzleramtes“ ist eine eindrucksvolle Geschichte, die dennoch kein klares Bild der Machtpolitikerin hinterlässt. Merkel vermeidet starre Festlegungen in ihrer Politik. Erst durch ihre Rede im Deutschen Historischen Museum 2003, formt sich ihr Profil: Sie wird fortan als Reformerin, oder gar als „Margaret Thatchers Schwester“⁸³ beschrieben. Dies war „eine kämpferische, wagemutige Merkel, die von ‚Aufbruch‘, von den ‚zweiten Gründerjahren‘ sprach“⁸⁴ und ihr Wagemut wird belohnt: Nach und nach kann sie das Image von „Kohls Mädchen“ ablegen. Sie lernt den Umgang mit den Medien und beginnt damit, ihre politischen Ziele und Überzeugungen in der Öffentlichkeit preiszugeben. Sie hat vom „Medienkanzler“ Schröder gelernt und ist sich der „Macherqualitäten“ der Medien bewusst. Die ‚Süddeutsche Zeitung‘ titelt: „Angela Unbekannt [...] sie kann lächeln, ganz unbefangen, gelöst heiter und gewinnend sympathisch“⁸⁵, was ihr von den Wählern bestätigt wird. In einer Umfrage von ‚Infratest Dimap‘ heißt es: anstatt 36 Prozent wie im Mai, würden derzeit 46 Prozent Merkel ihre Stimme bei einer Direktwahl geben.⁸⁶ Somit liegt sie mittlerweile acht Prozentpunkte vor Schröder. Nicht zu vernachlässigen ist hierbei, dass sich auch die Bewertung der Partei auf das Image eines Kandidaten auswirkt. Die Bewertungen von eventuell Zustandekommenden Koalitionen – Große Koalition oder etwa ein Bündnis aus CDU/CSU und FDP – stützen Merkels Image. Hier liegt eine CDU/CSU-geführte Koalition mit der FDP mit 42 Prozent deutlich vor einer Fortsetzung der rot-grünen Koalition (23 Prozent). Zusätzlich zeigt die Umfrage, dass Merkel insbesondere in den Bereichen Tatkräftigkeit (44:29 Prozent) und Bürgernähe (34:26 Prozent) punkten kann. Ihr Konkurrent Schröder macht aber immer noch einen weitaus sympathischeren Eindruck auf die Wähler (50: 31 Prozent).

Merkel gilt nach wie vor als „unpersönliche Frau, die am liebsten nichts von sich preis gibt.“⁸⁷ Von Parteikollegen wird sie als „extrem misstrauisch“⁸⁸ beschrieben. Die am häufigsten mit Merkel in Verbindung gebrachten Attribute beschreiben stets ihren Intellekt, Scharfsinn und ihr Machtbewusstsein. „Sie ist misstrauisch wie Jürgen Trittin, räumt Rivalen aus dem Feld wie Gerhard Schröder, kann bäuerlich-zynisch sein wie Michael Glos, hat zur deutschen Sprache ein Verhältnis fast wie Edmund Stoiber und ist so schnell beleidigt wie Joschka Fischer. Unter all den Machos hat sie sich als „Macha“ fest etabliert.“⁸⁹

Im Rennen um das Kanzleramt beginnt Merkel, an ihrem Image zu arbeiten und inszeniert sich mit wohl dosierten Details aus ihrem privaten Leben. Merkel wollte nie ein politischer Star wie Schröder werden und trotzdem entschließt sie sich, ihr Erscheinungsbild zu verändern: Mit einer neuen Frisur, neuem Make-up und neuer Garderobe.⁹⁰ Sie lässt sich nun von Stilberatern in Szene setzen. Damit will die Kanzlerkandidatin nicht etwa eine neue öffentliche Gestalt erfinden – Ziel des Imagewandels ist es, die negativ gestimmten Debatten über ihr Aussehen zu beenden. Die Inhalte ihrer Auftritte sollen wieder in den Vordergrund gerückt werden. Die ‚Süddeutsche Zeitung‘ stellt kurz vor der Wahl fest: „Eine Inszenierung also, aber doch eine ganz außergewöhnliche. Die Kanzlerkandidatin hat auf ihrem Weg oft neue Rollen probiert. Immer ging es darum, Defizite auszugleichen.“⁹¹ Zunächst scheitert Merkel daran, Schwächen in Vorteile zu verwandeln. Nach dem TV-Duell mit Schröder im September sinken ihre Umfragewerte: Bei einer Kanzler-Direktwahl liegt sie nur noch bei 35 Prozent (im Vergleich zu 42 Prozent im August) und damit nun 19 Prozent hinter Schröder.⁹² Evelyn Roll versucht, Merkels Schwierigkeiten im Wahlkampf zu rechtfertigen: „Man sieht immer schon gleich an der Fotoauswahl, wie beliebt Merkel gerade ist: Verschmitzte Strahlefotos, wenn sie gerade Kandidatin geworden ist, nach unten gezogener Spardosenmund, wenn die Umfragewerte gesunken sind. Die Fotografen haben immer beide Bilder im Kasten. Die Auswahl richtet sich dann nach dem gefühlten Sympathiewert des verantwortlichen Redakteurs“.⁹³ Als der Wahlkampf vorbei ist, geht der Kampf für Merkel erst richtig los: Das unbefriedigende Wahlergebnis, das allgemein nicht als Sieg der CDU/CSU gedeutet wird, aber dennoch eine klare Abwahl Schröders ist, schlägt sich auf sie nieder.

Man wirft ihr Versagen im Wahlkampf vor und sieht sie als „Wahlverliererin“, die die Leute überfordert habe, indem sie das Volk zu Reformen hetzen wollte.⁹⁴ In der ‚Süddeutschen Zeitung‘ wird von „Angela Ohneland“⁹⁵ gesprochen, und davon, dass „das Desaster der Union einen Namen [trägt]: Angela Merkel. Noch nie zuvor hat ein Kanzlerkandidat der Union und (mit Ausnahme Lafontaines im sehr Besonderen Jahr 1990) auch keiner der SPD ein Ergebnis hinnehmen müssen, das so weit von den Möglichkeiten der Partei und den eigenen Ansprüchen entfernt lag, wie dies Merkel jetzt widerfuhr.“⁹⁶ Umso erstaunlicher, dass Merkels Sympathiewerte und ihre Zustimmung im Volk in den nächsten Wochen und Monaten stetig steigen. Dies mag anfänglich auch ihrem Vorgänger Schröder zu verdanken sein, der Merkel mit seinem rüpelhaften Benehmen in der ‚Elefantenrunde‘⁹⁷ Sympathien zugespielt hat. Bereits Anfang Dezember ist eine klare Mehrheit der Bevölkerung von ihren Qualitäten überzeugt: Hier halten sie 49 Prozent für eine gute Kanzlerin.⁹⁸ Im Februar sind sogar rund 80 Prozent mit ihrer Arbeit zufrieden.⁹⁹ Diese Traumwerte kann sie zwar nicht halten, aber dennoch erreicht sie auch noch ein Jahr nach der Wahl gute 57 Prozent Zustimmung aus der Bevölkerung.

4.3 Zwischen Darwin und Deutschland, Kanzleramt und Küche

Merkel hat schon zu Beginn ihrer Nominierung als Kanzlerkandidatin einen Vertrauensvorsprung im Volk. Die Umfragewerte im Bereich der Glaubwürdigkeit (43:26 Prozent) und Bürgernähe (37:32 Prozent) liegen stets vor Schröder.¹⁰⁰ Auch ihre klare Linie in Koalitionsfragen bestätigt diesen Eindruck. Dennoch kämpft Merkel mit ihrem Image als ideologiefreie Naturwissenschaftlerin (Langguth 2005: 303), die halber Ossi sowie Wessi sei. Merkel verkörpert die gesamtdeutsche Geschichte, die in der ‚Zeit‘ als „gesamtdeutsches, kinderloses Erfolgsmodell“¹⁰¹ bezeichnet wird. Merkel will im Osten, ihrer Heimat, einfach nicht ankommen. Ihr „konvertitenhaftes Eiferertum, das in Heiligenhafen nicht weiter auffällt, erzeugt bei Wahlkampfauftritten im Osten ein schauriges Echo.“¹⁰² Hier herrsche eine „spröde Distanz“¹⁰³. „Wohl selten kann man im Fernsehen jemanden sehen, der bei sich zu Hause so wenig zu Hause zu sein scheint.“¹⁰⁴ Mit ihrer Sprödigkeit und insistierenden Sachlichkeit widerspricht sie dem um mediale Aufmerksamkeit ringenden Habitus der westdeutschen politischen Klasse.¹⁰⁵ Merkel wirke im

Vergleich dazu fremd, zurückhaltend und beinahe scheu.¹⁰⁶ Dabei will sie doch „Kanzlerin aller Deutschen werden“¹⁰⁷ Das große Manko der Kanzlerkandidatin sei, dass sich niemand mit ihr identifizieren könne. „Emotional bot Merkel offenbar kein akzeptables Rollenmodell an: weder die warme, mütterliche Frau noch die Attraktive, die bei den Männern gut ankommt; auch nicht wirklich die Karrierefrau, denn zu deren Vorbildfähigkeit gehört anscheinend, dass man ihr das Bemühen nicht so überdeutlich anmerkt.“¹⁰⁸ Trotzdem lieben die Medien, „die unmediale Kanzlerin. Man schätzt die geradezu schmerzhaft Ausdrucksarmut ihrer Auftritte und folgt der dezidierten Unverrätlichkeit ihrer Ausführungen.“¹⁰⁹ Dennoch fördert ihr prägnanter Sprachstil ihre Glaubwürdigkeit. „Sie sagt, was sie will“ und erleichtert den Schulterchluss mit den Journalisten (Langguth 2005: 273). Im Gegensatz zu ihrem politischen „Ziehvater“ Kohl, kann sich Merkel auf kein breites Netzwerk von politischen Weggefährten berufen. Die „Seiteneinsteigerin“, die in ihrer Fähigkeit als Netzwerkerin unterschätzt wird, hat sich einen kleinen, eingeschworenen Kreis von Mitarbeitern aufgebaut und wirkt trotzdem stets als Einzelkämpferin (Ebd.: 274). Auch bei der Schwesterpartei CSU ist sie nicht beheimatet. So amüsiert man sich über Merkel „mit Spottnamen, die an ihre ostdeutsche Herkunft anknüpfen.“¹¹⁰

Merkel wirkt dennoch in der Öffentlichkeit zunehmend gelöst und lernt es, sich auch im Ausland positiv in Szene zu setzen. So spielt sie z.B. im Jahr 2006 während einer China-Reise mit ihrem chinesischen Kollegen im Park Softball und wird von ausländischen Kollegen in den höchsten Tönen gelobt.¹¹¹ „Der französische Staatspräsident Jacques Chirac schwärmt: ‚Merkel hat Charakter‘ und auch der amerikanische Präsident George W. Bush schätzt sie als ‚überaus fähig und eine klare Denkerin‘¹¹². „So entsteht ein neues Merkel-Bild vor dem auch die, die nicht zum Merkel-Fanclub zählen, mit einem erstaunt-respektvollen ‚Oha‘ stehen.“¹¹³ Dennoch betont Merkel stets ihre Bodenständigkeit und Immunität gegen die Verführung der Macht. „Ich habe vor, weiter Kartoffelsuppe zu kochen und am ganz normalen Leben teilzunehmen. Ich möchte mir die Erdverbundenheit erhalten.“¹¹⁴

4.4 „Angela Bangbux“¹¹⁵ : Versetzung akut gefährdet

Merkel tat sich schon vor dem Machtwechsel in der Rolle der Oppositionsführerin schwer. Untersucht man Merkels Image auf der Dimension der „Leadership-Qualitäten“ vor der Wahl, zeigen die Umfragewerte im Juni 2002, dass ihr Führungsstärke und Entscheidungsfähigkeit nicht zugetraut werden. Beide Leadership-Qualitäten kann Merkel auch nicht in der Präsentation ihrer persönlichen Imagekomponenten aufzeigen. Auch hier wechselt sie ständig ihre Inszenierungen und bietet kein entscheidungsfreudiges und eindeutiges Bild einer zukünftigen Kanzlerin – Angela Merkel, die Sphinx. Somit liegen die Umfragewerte zwei Wochen vor der Wahl in den Bereichen der Führungsstärke bei 32 Prozent, das sind 25 Prozent weniger als für Schröder.¹¹⁶ Zudem finden nur 16 Prozent, dass sie in der Öffentlichkeit eine gute Figur abgibt, im Vergleich zu Zustimmungswerten von bis zu 75 Prozent, die Bundeskanzler Schröder auf dieser Dimension erzielt.

Merkel, die von sich selbst behauptet, einen direkten, schnörkellosen Führungsstil zu pflegen, bezieht zu keinem Thema klar Stellung. Selbst ihre Unterstützer wissen nicht immer, wo sie steht (Langguth 2005: 275). Dies macht ihre Einschätzung und politische Berechenbarkeit schwierig. „Sie hat häufig lange gebraucht, bis sie eine eindeutige Meinung zu Problemen entwickelte. Oft ließ sie sich dabei davon tragen, dass sie in erster Linie einen anderen Standpunkt vertreten wollte als der politische Gegner.“¹¹⁷ Dieses Manko ihres Images kommentiert die ‚Süddeutsche Zeitung‘: „[...] wenn Angela Merkel sich als strahlende Führungspersönlichkeit präsentieren könnte. Aber das gelingt ihr nicht. Die Kanzlerkandidatin macht keinen überzeugenden Eindruck, sondern zunehmend Fehler. Die öffentliche Wirkung ihrer Fernsehduell-Drückebergerei ist desaströs.“¹¹⁸ Lediglich Tatkräftigkeit wird Merkel bescheinigt. Hier liegt sie mit 40 Prozent fünf Prozentpunkte¹¹⁹ vor Schröder. ‚Der Spiegel‘ porträtiert Merkel durchgehend als führungsschwach, verleiht ihr das Etikett „Reformerin light“¹²⁰ und erklärt die anfänglich wohlwollenden Umfragewerte mit einem Vertrauensvorschluss der Bürger. Diese müssten sich dennoch mit drei Fragen auseinandersetzen: Weiß Merkel, was zu tun ist? Ist sie entschlossen, auch durchzusetzen, was sie für richtig hält? Besitzt sie am Ende die Führungsstärke, also jene notwendige Mischung aus Härte und Gewitztheit,

um

gegen Widerstände auch in den eigenen Reihen bestehen zu können? Umstände wie der „Störfaktor Stoiber“ tragen zu der Einschätzung bei, dass Merkel „kein klares Konzept hat“¹²¹ und nicht allein regieren wird.

Das Bild der optimistischen Reformerin, die „durchregieren“ will, wandelt sich zunehmend in ein Bild von „Margaret Thatchers Schwester im Geiste“¹²² und nicht der Tat. Für Merkel typisch ist dabei das taktische Aussitzen von Situationen. „Wie ein Sumo-Ringer, der seine Gegner nicht mit Gewalt zu Boden wirft, sondern so geschickt ausweicht, dass der mit Kraft aufgeladene Gegner sich selbst erledigt.“¹²³ Sie scheut den offenen Konflikt und übt sich in stiller Zurückhaltung. So bestätigt sich das Image als politische „Killer-Queen“¹²⁴, das ihr seit dem „Vatermord“ an Kohl anhaftet. Diese Methode habe Merkel bei ihrem rasanten politischen Aufstieg geholfen, wird in den Medien jedoch oft als Untätigkeit interpretiert. Sie gilt als überfordert. „Seit Merkels Regierungsantritt gibt es in der Innenpolitik kein wichtiges Beispiel dafür, dass die Kanzlerin von sich aus gesagt hätte: ‚So machen wir es.‘ Selbst bei der Verschiebung des Renten-Eintrittsalters preschte Müntefering vor, Merkel schlug sich danach auf seine Seite“¹²⁵, schreibt die ‚Süddeutsche Zeitung‘ zynisch: Merkel führe nicht allein, sondern mit und unter der Regie der Ministerpräsidenten und in Anpassung an ihren Koalitionspartner. ‚Der Spiegel‘ kürt sie zur Kanzlerin, die nur moderiert.¹²⁶ Ihr Stil wird als pragmatisch und unideologisch beschrieben, ihre Aufgaben hingegen als gewaltig¹²⁷. Dessen scheint sie sich nach der Wahl bewusst zu werden, da man einen öffentlichen Wandel feststellen kann. Sie mutiert von der „radikal geläuterten Reformerin“¹²⁸ über einen „Kuschelkurs“ langsam zur Regierungschefin, die nun sozialer sei, als so mancher SPD-Politiker.¹²⁹ Merkel passe ihren Stil und politischen Ansatz der Situation an.¹³⁰ So wird Merkel Anfang 2006 zur „Kanzlerin mit ruhiger Hand“, deren Führungsstil als „nüchtern und solide“ beschrieben wird. „Diese irritierende Wandlungsfähigkeit ist der Schlüssel für ihren rasanten Aufstieg. Sie setzte sich durch, indem sie die darwinsche Evolutionstheorie auf die Politik übertrug, wonach Anpassungsfähigkeit das Überleben sichert, nicht Stärke.“¹³¹ Sie lernte das Täuschen und Tarnen in ihrer Kindheit und setzt sich mit ihren Zielen durch, auch wenn sie nicht nach außen hin sichtbar führt (Lang-

guth 2005: 276). In der öffentlichen Wahrnehmung wird dies jedoch kaum deutlich. Merkel könne ihre Richtlinienkompetenz nicht durchsetzen; so prognostiziert ihr die ‚Süddeutsche Zeitung‘ eine ungemütliche Zukunft.¹³² Auch ‚Der Spiegel‘ hält sich mit Kritik an ihrem fehlenden Mut und Beharrlichkeit nicht zurück.¹³³ Merkel vermöge es nicht, Dinge voranzutreiben und notfalls auch mit harter Hand zuzupacken. Somit verliere sie ihren Ruf zum Reformwillen und wird nun mit Etikettierungen wie „Konsenskanzlerin“ oder „Angela Mutlos“ in der Öffentlichkeit dargestellt. Ein Jahr nach der Wahl schreibt die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘: „Ein "blauer Brief" wäre das, in der Sprache der Schule. Der bedeutet: "Versetzung akut gefährdet". Vor allem Führungsstärke vermissen die Bürger bei der Unionskanzlerin.“¹³⁴

4.5 Brutto: Aus einem Guss – Netto: Zuckerguss

Merkel war sich bewusst, dass sie in einem Persönlichkeitswahlkampf mit Schröder nicht bestehen könnte. Somit versucht sie auf der Image-Dimension der „Kompetenz“ zu punkten und setzt vermehrt auf Inhalte. Ihre Strategie basiert auf schonungsloser Ehrlichkeit, mit der sie dem Volk zeigen will, was unter einer Kanzlerin Merkel zu erwarten sei. Das Programm das sie anbietet, bezeichnet sie als „Politik aus einem Guss“¹³⁵. Merkel arbeitet sich persönlich in die meisten Themen ein und wirkt somit themenübergreifend kompetent. Sie ist und bleibt die „Musterschülerin“. Sie hat den „Anspruch – im Politikstil wie in den Inhalten – es grundlegend anders zu machen, damit es auch wieder grundlegend besser wird“¹³⁶, sagt Merkel im Interview mit der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung‘. Die Strategie kommt in den Medien an. „Es herrscht eine allgemeine Erleichterung über die von Angela Merkel verkörperte Umstellung von der Inszenierung zur Sachlichkeit.“¹³⁷ So generiert sie im Bereich der Wirtschaft und Arbeitslosenbekämpfung ein in der Öffentlichkeit anerkanntes Kompetenzprofil. Die Umfragewerte zeigen, dass Merkel in politischen Sachfragen (Arbeitslosigkeit, Wirtschaft, etc.) insgesamt von 39 Prozent (Schröder 22 Prozent) der Befragten als kompetent empfunden wird.¹³⁸ In dem schwierigen Bereich der Arbeitslosigkeit und Schaffung neuer Arbeitsplätze erhält Merkel mit 45 Prozent Zuspruch einen deutlichen Vorsprung vor Schröder (29 Prozent). Die CDU-Kanzlerkandidatin „will als große Problemlöserin erscheinen, kühl und kompetent [...] Merkel weiß, dass sie glaubwürdi-

ger wirkt, wenn sie sachlich argumentiert“.¹³⁹ Auch im Ausland erhält man von Merkel ein positives Bild. Die schwedische Tageszeitung ‚Svenska Dagbladet‘ schreibt, ihre Erneuerungspolitik wecke Vertrauen in der deutschen Wirtschaft und könne somit über die Grenzen Deutschlands hinaus positive Konsequenzen haben.¹⁴⁰ Merkel wird zugetraut, die Voraussetzungen für gute Beziehungen zwischen Europa und den Vereinigten Staaten radikal verbessern zu können. Zu diesem Zeitpunkt können auch Fehler, wie ihr verkorkstes Rechenbeispiel, bei dem sie „mit brutto und netto nicht zurechtkam“¹⁴¹, das Bild der kompetenten Problemlöserin noch nicht gefährden.

Nach der Übernahme des Kanzleramtes fordert das Land aber Taten. Die „Politik aus einem Guss“ wird schon im Sommer zum „klebrigen Zuckerguss“¹⁴² stilisiert, der für die Reformunfähigkeit der Koalition steht. Was Merkel bereits im Wahlkampf vorhergesehen hat, wird nun bittere Realität: Mit einer Großen Koalition kann sie ihre Vorhaben nicht verwirklichen.¹⁴³ Gegen Ende des Jahres wird das Bild Merkels als Problemlöserin zunehmend diffundiert. Sie habe zwar noch Nichts falsch gemacht, aber eben auch noch Nichts richtig, schreibt die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘. Insbesondere die Schwierigkeiten mit dem Zustandekommen der Gesundheitsreform würden Merkels Image schaden. Diese Reform sei ein trauriges Beispiel für die Richtungslosigkeit der Kanzlerin und der von ihr geführten Koalition.¹⁴⁴ Die Verknüpfung dieses Projekts mit ihrer eigenen Person macht die Situation zur Frage um die Macht und disqualifiziert jegliche Kritik aus den eigenen Reihen als Kritik an der Kanzlerin.¹⁴⁵ Für Merkel und ihr Image stehe viel auf dem Spiel. Die von ihr angerührte Reformsuppe koche über.

Im Gegensatz zur Innenpolitik kann Merkel sich im Bereich der Außenpolitik zunehmend profilieren. Hier hebt sie sich vom Kurs ihres Vorgängers deutlich ab und wird sogar von der ‚Zeit‘ zur „Königin Europas“¹⁴⁶ gekürt. Der Umgang mit internationalen Kollegen beflügele Merkel und ver helfe ihr zu „neuem Selbstbewusstsein“. Sie wandle auf den Pfaden des Joschka Fischers und könne ihr Image dadurch gründlich aufpolieren. Trotzdem fällt die Bilanz nach einem Jahr Merkel ernüchternd aus: Ihre angekündigten Reformschritte sind tatsächlich nur „kleine Schritte“.

5. Der Wandel des Images durch den Machtwechsel – ein Fazit

Wie man bei allen drei Machtwechseln erkennen kann, entstehen Kanzler-Etiketten im Spannungsfeld zwischen der Selbstdarstellung und der Wahrnehmung des Politikers in der Öffentlichkeit und in den Medien. Zumeist werden diese Etiketten von der Presse kreiert. Anders als der überwiegende Teil der Berichterstattung, der sich auf neutrale und distanzierte Agenturmeldungen stützt, bringen diese Etiketten teils offen, teils implizit die Meinung der Journalisten zu Handlung und Verhalten des jeweiligen Kandidaten und späteren Bundeskanzlers zum Ausdruck. Die Medien wirken auf diese Weise wie Seismographen des gesellschaftlichen und politischen Wandels. Dass ein Kanzler dabei mehrheitlich in einem kritischen Licht erscheint, hängt mit der generell zunehmend negativen Berichterstattung über Politik zusammen (Hoinle 2006: 9). Dennoch hat die Analyse der drei Machtwechsel gezeigt, dass je nach Fokus der Medien und Art der Inszenierung seitens der Politiker, diese Beurteilung unterschiedlich ausfallen kann. Sie muss nicht zwingend negativ sein und die Bewertung und Wahrnehmung der vier Image-Komponenten variiert von Person zu Person. Jeder Kandidat versucht, seine Stärken in Wahlkampfzeiten zunächst hervorzuheben, um so ein möglichst positives Bild von sich in die Öffentlichkeit zu transportieren.

Bei Schröder konnte man sehen, dass er vor allem die persönliche Komponente in den Mittelpunkt gestellt hat und im Wahlkampf mit seinem Charme und Witz gegenüber Kohl glänzen konnte. Im Gegensatz dazu musste Merkel den Schwerpunkt der Inszenierung von ihrer Person ablenken, um gegen den „Medienstar“ Schröder punkten zu können. Sie versuchte daher vor allem auf den Image-Dimensionen der Kompetenz und der Leadership-Qualitäten einen positiven Eindruck zu vermitteln. In den Medien wurde demzufolge auch von der „Sphinx“ gesprochen, von deren Person der Wähler nur wenig erfahren konnte. Die Beurteilung Kohls stellt sich hingegen schwieriger dar. Hier hat man es mit einem Sonderfall zu tun, da Kohl mit dem Amtsbonus des Bundeskanzlers ins Rennen ging. Die Medien beschäftigten sich vor der Wahl überwiegend mit der Frage, ob Neuwahlen verfassungskonform seien. Die Bewertung der Kanzlerkandidaten wurde somit aus dem Fokus gerückt, zumal der SPD-Kandidat lange Zeit noch gar nicht

feststand. Kohl musste sich so vor dem Machtwechsel auch lange Zeit kaum ernsthaft im Amt und auch nicht im Vergleich mit einem Konkurrenten messen lassen. Wurde über ihn geschrieben, fiel die Bewertung der Medien sowohl in Bezug auf seine Person als auch auf seine Kompetenzen eher negativ aus. Folglich betonte Kohl vor allem die Integritätskomponente.

Obwohl jeder Kandidat sein Image im Wahlkampf unterschiedlich inszenierte, ist auffällig, dass nach dem Machtwechsel von allen dreien Führungsstärke und Kompetenz gefordert wurden. Hierbei ist deutlich zu erkennen, dass Schröder sich erst an die neue Rolle des Bundeskanzlers gewöhnen musste und dabei lange Zeit versucht hat, an seinen alten Rollen und Images festzuhalten – mit begrenztem Erfolg. Hatte man Schröder vor der Wahl immer wieder attestiert, ein schneller Lerner zu sein, so dauerte es doch einige Monate, bis er sich im Kanzleramt und auch auf der nationalen sowie internationalen politischen Bühne zurecht fand. Die Analyse zeigt, dass sich nicht die Person Schröder geändert hat. Vielmehr sind es die Wahrnehmung und Bewertung des Kandidaten und des Bundeskanzlers, die sich deutlich voneinander unterscheiden. Kann man sich im Wahlkampf als „Macher“ inszenieren, wird von einem Bundeskanzler erwartet, ein „Macher“ zu sein. Dies gelang Merkel schon deutlich besser. Nachdem ihr Bild in der Berichterstattung weitgehend durch Sachkomponenten wahrgenommen wurde, war es ihr möglich, mit den ersten Schritten auf internationalem Parkett zu glänzen. Schnell manifestierte sich ein Image der kompetenten Kanzlerin, deren Führungsqualitäten allerdings angezweifelt wurden. Die Bewertung von Merkel fiel dennoch auch ein Jahr nach der Wahl überraschend positiv aus. Dies beruht sicherlich zu einem Teil darauf, dass die Beurteilung der Medien immer noch ambivalent war. Kohl hingegen wurde nach einem Jahr ein deutlich schlechteres Zeugnis ausgestellt. Auch wenn er seine Führungsstärke beweisen konnte, wurde diese oft nur als Machtabsicherung interpretiert, wohingegen er für seine Kompetenz in allen Bereichen einen ‚blauen Brief‘ von der Presse erhielt. Man kann daher sehen, dass sich alle drei Kandidaten nach der Wahl an den beiden Image-Dimensionen „Leadership-Qualität“ und „Kompetenz“ messen lassen mussten. Diese verdrängen die beiden anderen Kategorien „Integrität“ und „unpolitische Merkmale“ aus dem Fokus der medialen Wahrnehmung. Somit könnte auch Merkel

diese Prüfung noch bevorstehen. Ihre Amtsvorgänger hatten mit dieser Probe schwer zu kämpfen und wurden bereits nach einem Jahr negativ beurteilt. Hier stellt sich die Frage, ob dies vielleicht ein Trend der politischen Berichterstattung in Deutschland ist und ob und inwieweit Merkel sich dessen noch unterziehen lassen muss. Auffällig ist auch, dass sich in allen drei Fällen nicht die Personen nach dem Machtwechsel geändert haben, sondern dass eben diese Verschiebung der Schwerpunkte in den Medien zu einem Image-Wandel des jeweiligen Bundeskanzlers geführt hat.

Das Image der Kanzlerkandidaten und späteren Kanzler ist seit dem Machtwechsel Kohls deutlich wichtiger geworden – dies zeigt sich allein anhand der Anzahl der Imagerelevanten Berichterstattungen. Wie wichtig das Image und dessen Dynamik ist, dies entscheiden die Kandidaten aber immer zu einem gewissen Teil selbst.

6. Literatur

Anda, Béla/ Rolf Kleine: Gerhard Schröder. Eine Biographie, München 2002.

Boulding, Kenneth E.: The Image, 7. Auflage, Michigan 1969.

Brettschneider, Frank: Kohls Niederlage? Schröders Sieg! Die Bedeutung der Spitzenkandidaten bei der Bundestagswahl 1998, in: Pickel, Gert/ Dieter Walz/ Wolfram Brunner (Hrsg): Deutschland nach den Wahlen. Befunde zur Bundestagswahl 1998 und zur Zukunft des deutschen Parteiensystems, Opladen 2000, 109-140

Brettschneider, Frank: Spitzenkandidaten und Wahlerfolg. Personalisierung – Kompetenz – Parteien. Ein internationaler Vergleich, Wiesbaden 2002.

Busche, Jürgen: Helmut Kohl. Anatomie eines Erfolgs, Berlin 1998.

Dieball, Werner: Gerhard Schröder. Körpersprache. Wahrheit oder Lüge?, Bonn 2002.

Dreher, Klaus: Helmut Kohl. Leben mit Macht. Stuttgart 1998.

Evers, Barbara/ Nathalie Strohm: 100 Tage Regierung Schröder im Spiegel der Medien, in: Derlien, Hans-Ulrich/ Axel Murswieck (Hrsg.): Regieren nach Wahlen, Opladen 2001, 195-215.

Fagen, Richard R.: Politics and Communication. An analytic study, Boston 1966.

Filmer, Werner/ Heribert Schwan: Helmut Kohl, Düsseldorf/Wien/New York 1991.

Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 1969.

Gürtler, Detlef (Hrsg.): Gerhard Schröder- Was kommt. Was bleibt. Ein Porträt in Gedanken und Zitaten, Berlin 2002.

Herres, Volker/ Klaus Waller: Gerhard Schröder. Der Weg nach Berlin. Eine politische Biographie, München 1999.

Hofmann, Klaus: Helmut Kohl. Kanzler des Vertrauens. Eine politische Biographie, Bonn 1988.

Hoinle, Marcus: Wer war Gerhard Schröder? Rollen und Images eines Bundeskanzlers, Marburg 2006.

Holtz-Bacha, Christina: Bundestagswahlkampf 1998 – Modernisierung und Professionalisierung, in: Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Wahlkampf in den Medien – Wahlkampf mit den Medien. Ein Reader zum Wahljahr 1998, Opladen/Wiesbaden 1999, 9-23.

Kepplinger, Hans Mathias u.a.: „Medientenor und Bevölkerungsmeinung. Eine empirische Studie zum Image Helmut Kohls“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg.38, 1986, 247-279.

Kindelmann, Klaus: Kanzlerkandidaten in den Medien. Eine Analyse des Wahljahres 1990, in: Studien zur Sozialwissenschaft, Band 144, Opladen 1994.

Laux, Lothar/ Astrid Schütz: Wir, die wir gut sind. Die Selbstdarstellung von Politikern zwischen Glorifizierung und Glaubwürdigkeit, München 1996.

Langguth, Gerd: Angela Merkel, München 2005.

Leyendecker, Hans/ Michael Stiller/ Heribert Prantl: Helmut Kohl, die Macht und das Geld, Göttingen 2000.

Maser, Werner: Helmut Kohl. Der deutsche Kanzler, Frankfurt am Main/Berlin 1993.
Maurer, Marcus/ Carsten Reinemann: Schröder gegen Stoiber. Nutzung, Wahrnehmung und Wirkung der TV-Duelle, Wiesbaden 2003.

Meng, Richard: Der Medienkanzler. Was bleibt vom System Schröder?, Frankfurt am Main 2002.

Müller, Marion G.: „Seht mich, liebt mich, wählt mich!“. Wahlkampf in der ikonischen Öffentlichkeit am Beispiel des Bundestagswahlkampfes 1998, in: Winterhoff-Spurk,

Peter/ Michael Jäckel (Hrsg.): Politische Eliten in der Mediengesellschaft. Rekrutierung – Darstellung – Wirkung, München 1999, 121-138.

Müller-Vogg, Hugo: Angela Merkel - Mein Weg, Hamburg 2004.

Niedermayer, Oskar: Bürger und Politik – Politische Orientierungen und Verhaltensweisen der Deutschen, Wiesbaden 2001.

Noelle-Neumann, Elisabeth/ Hans Mathias Kepplinger/ Wolfgang Donsbach (Hrsg.): Kampa. Meinungsklima und Medienwirkung im Bundestagswahlkampf 1998, Freiburg/München 1999.

Noelle-Neumann, Elisabeth: Medien im Wahlkampf – Wahlkampf in den Medien. Veranstaltung vom 27. Mai 1998, Akademie für Politische Bildung, Tutzing 1998.
Offerman-Zuckerberg, Joan (Ed.): Politics and Psychology. Contemporary psychodynamic perspectives, New York u.a. 1991.

Pruys, Karl Hugo: Helmut Kohl. Die Biographie, Berlin 1995.

Rettich, Markus/ Roland Schatz: Amerikanisierung oder Die Macht der Themen. Bundestagswahl 1998. Die MEDIEN TENOR-Analyse der Wahlberichterstattung und ihre Auswirkungen auf das Wählervotum, Bonn u.a. 1998.

Schicha, Christian (u.a.): Die Theatralität der politischen Kommunikation. Medieninszenierungen am Beispiel des Bundestagswahlkampfes 2002, in: Schriftenreihe der Business and Information Technology School, Band 1, Münster 2003.

Schley, Nicole: Angela Merkel – Deutschlands Zukunft ist weiblich, München 2005.
Schwartzberg, Roger-Gérard: Politik als Showgeschäft. Moderne Strategien im Kampf um die Macht, Düsseldorf u.a. 1980.

Schütz, Astrid: Selbstdarstellung in der Politik: Techniken und ihre Wirkung, in: Winterhoff-Spurk, Peter/ Michael Jäckel (Hrsg.): Politische Eliten in der Mediengesellschaft. Rekrutierung – Darstellung – Wirkung, München 1999, 105-120.

Stock, Wolfgang: Angela Merkel – Eine politische Biographie, München 2000.

Urschel, Reinhard: Gerhard Schröder. Eine Biographie, Stuttgart/München 2002.

Endnoten:

¹ Rudolph, Hermann: „Ohne Trommeln und Fanfaren“, Die Zeit, Nr.41, 8.10.1982, 3.

² Dieser Anspruch ist vor allem bei ‚Die Zeit‘, ‚Der Spiegel‘, und ‚Süddeutsche Zeitung‘ zu beobachten, die sich erheblich mehr engagierten als die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘. Sie bewerteten Kohl von Oktober 1982 bis März 1983 relativ häufig, von April 1983 bis September desselben Jahres relativ selten. Vgl. hierzu: Kepplinger, Hans Mathias u.a.: „Medientenor und Bevölkerungsmeinung. Eine empirische Studie zum Image Helmut Kohls“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg.38, 1986, 258 f.

³ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Ebd., 264 f.

⁴ Für die Jahre 1982/1983 lagen den Autoren nur wenige Umfrageergebnisse bezüglich der Kanzlerkandidaten vor. Zudem weichen die Ergebnisse der einzelnen Umfrageinstitute – laut Spiegel – zum Teil stark voneinander ab. Die hier präsentierten Ergebnisse müssen vor diesem Hintergrund immer kritisch betrachtet werden. Vgl. hierzu die Artikel in Der Spiegel Nr.50, 13.12.1982, S.22 f. und Nr.1, 3.1.1983, 60 f.

⁵ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Der Spiegel, Nr.6, 7.2.1983, 88.

⁶ Vgl. hierzu: Zundel, Rolf: „Kohl-Kanzler aus eigenem Recht“, Die Zeit, Nr.11, 11.3.1983, 1.

⁷ Leinemann, Jürgen: „Ein bißchen Adenauer und viel Wachturm“, Der Spiegel, Nr.40, 4.10.1982, 26.

⁸ Vgl. hierzu: „Kohls kaltblütiger Coup“, Süddeutsche Zeitung, Nr.119, 26.5.1983, 4.

⁹ Vgl. hierzu: Leinemann, Ein bißchen Adenauer und viel Wachturm, 26.

¹⁰ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Ebd., 27.

¹¹ Vgl. hierzu: Kempfski, Hans-Ulrich: „Der Kanzler auf der Siegesstrasse“, Süddeutsche Zeitung, Nr.50, 2.3.1982, 3.

¹² Leinemann, Ein bißchen Adenauer und viel Wachturm, 27.

¹³ Vgl. hierzu: Reuter, Sabine: „Alles Banale vom Kanzler wegschaufeln“, Süddeutsche Zeitung, Nr.290, 17.12.1982, 3.

¹⁴ „Am Ziel aber am Anfang eines schweren Weges: Helmut Kohl seit 1. Oktober 1982 Bundeskanzler“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.228, 2.10.1982, 3.

¹⁵ „Dieser Kanzler schafft Vertrauen“, Frankfurter Allgemeiner Zeitung, Nr.3, 5.1.1983, 4.

¹⁶ Feldmeyer, Karl: „Kohl will Einsicht und meidet Leidenschaft“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.50, 2.3.1983, 7.

¹⁷ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Bohrer, Karl Heinz: „Der Mann aus der Provinz“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.228, 2.10.1982, 23.

¹⁸ Vgl. hierzu: „Auf dieser Regierung liegt kein Segen“, Der Spiegel: Nr.40, 4.10.1982, 17-24.

-
- ¹⁹ Vgl. hierzu: Ansperger, Klaus: „Reagan setzt auf Kohl“, Süddeutsche Zeitung, Nr.88, 18.4.1983, 4.
- ²⁰ Vgl. hierzu: „Das alte Försterhaus hat ausgedient“, Der Spiegel, Nr.30, 25.7.1983, S.20 f. sowie „Die Nachrüstung wird kein Spaziergang“, Der Spiegel, Nr.23, 6.6.1983.
- ²¹ Vgl. hierzu: Kempfski, Hans Ulrich: „Ein neues Kapitel wird aufgeschlagen“, Süddeutsche Zeitung, Nr.227, 2./3.10.1982, 3.
- ²² Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Kempfski, Hans Ulrich: „Der Kanzler auf der Siegestrasse“, Süddeutsche Zeitung, Nr.50, 2.3.1983, 3.
- ²³ Vgl. hierzu: Gennrich, Claus: „Für einen Bundeskanzler ist es lebenswichtig, nicht den Kontakt zur Wirklichkeit zu verlieren“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.285, 9.12.1982, 3.
- ²⁴ Vgl. hierzu: „Die Wende. Kohls Wirtschaftsprogramm“, Der Spiegel, Nr.42, 18.10.1982, 18-30.
- ²⁵ Vgl. hierzu: „Vom Zeitgeist habe ich genug“, Der Spiegel, Nr.43, 25.10.1982, 17-19.
- ²⁶ Vgl. hierzu: „Die Wende ist perfekt“, Der Spiegel, Nr.10, 7.3.1983, 6-26.
- ²⁷ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: „Die kriegen den“, Der Spiegel, Nr.15, 11.4.1983, 22-24.
- ²⁸ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Dreher, Klaus: „Gewitter über der Regierung Kohl“, Süddeutsche Zeitung, Nr.100, 2.5.1983, 4.
- ²⁹ Vgl. Dreher, Klaus: „Ein Pakt schafft den Gipfel“, Süddeutsche Zeitung, Nr.138, 20.6.1983, 3.
- ³⁰ Vgl. hierzu: „Das Unbehagen schimmert durch“, Der Spiegel, Nr.35, 29.8.1983, 19-21.
- ³¹ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: „Kohl: Die lange Schonzeit ist zu Ende.“, Der Spiegel, Nr.40, 3.10.1983, 20-32.
- ³² Vgl. hierzu: Der Spiegel, Nr.6, 7.2.1983, 88.
- ³³ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Leinemann, Ein bißchen Adenauer und viel Wachturm, 26.
- ³⁴ Zundel, Rolf: „Kleine Schritte in großer Eile“, Die Zeit, Nr.51, 17.12.1982, 3.
- ³⁵ Dreher, Gewitter über der Regierung Kohl, 4.
- ³⁶ Vgl. hierzu: Leinemann, Ein bißchen Adenauer und viel Wachturm, 28.
- ³⁷ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: „Kohl: Die lange Schonfrist ist Ende“, Der Spiegel, Nr.40, 3.10.1983, 20-32.
- ³⁸ „Der Kandidat“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 51, 2.3.1998, 1.
- ³⁹ Vgl. hierzu: Köcher, Renate: „Das neue Wahljahr beginnt wie das letzte.“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.17, 21.1.1998, 5.
- ⁴⁰ Vgl. hierzu: Reumann, Kurt: „Die jungen Wähler lassen Schröder und die SPD alt aussehen“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.213, 14.9.1999, 3.

⁴¹ 81 Prozent der Pressemitteilungen der Parteien beschäftigten sich demnach überwiegend mit sachpolitischen Themen. In den tonangebenden Medien machten diese aber lediglich 41 Prozent aus. Wenn zudem Politiker zu Sachthemen zitiert wurden, waren fast zwei Drittel ihrer Äußerungen konkret. Wenn hingegen die Journalisten die Standpunkte der Parteien darstellten, war nur gut die Hälfte aller Aussagen konkret.

⁴² Vgl. hierzu: Raddatz, Fritz J.: „Der Erwählte“, Die Zeit, Nr. 18, 23.4.1998.

⁴³ Vgl. hierzu: de Weck, Roger: „Mir macht es Spaß“, Die Zeit, Nr.33, 6.8.1998.

⁴⁴ Vgl. hierzu: Lohse, Eckhart: „Schröders Liebeserklärungen an das Parteiprogramm“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 200, 29.8.1998, 3.

⁴⁵ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Köcher, Renate: „Die neue Mitte als Irgendwo“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 209, 9.9.1998, 5.

⁴⁶ „So kann man nicht führen“, Der Spiegel, Nr.9, 1.3.1999, 22-25.

⁴⁷ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Köcher, Renate: „Der Kanzler und seine Basis“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 190, 18.8.1999, 5.

⁴⁸ Roll, Evelyn: „Das Prinzip Schröder: „Ich will nur diese eine Chance““, Süddeutsche Zeitung, Nr.213, 16.9.1998, 3.

⁴⁹ Vgl. hierzu: Kempfski, Hans-Ulrich: „Der Zweikampf in der ersten Runde“, Süddeutsche Zeitung, Nr.83, 9.4.1998, 3.

⁵⁰ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: „Der verlogene Wahlkampf. Spiegel-Serie zur Lage der Nation.“, Nr.30, 20.7.1998, 26.

⁵¹ Hofmann, „Chef Schnörkellos“.

⁵² Kister, Kurt/Christoph Schwennicke: „Metamorphosen eines Ernstfalls“, Süddeutsche Zeitung, Nr.76, 1.4.1999, 3.

⁵³ de Weck, Mir macht es Spaß.

⁵⁴ Vgl. hierzu: „Freie Hand für den Kanzler“, Der Spiegel, Nr.11, 15.3.1999, 22-35.

⁵⁵ Vgl. hierzu: Reumann, Kurt: „Sieger müssen nicht sympathisch sein“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.52, 3.3.1998, 4.

⁵⁶ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: „Wo ist Schröder?“, Der Spiegel, Nr.46, 9.11.1998, 22-34.

⁵⁷ Schneider, Peter: „Der Schöne. 27. September“, Die Zeit, Nr.37, 3.9.1998.

⁵⁸ Vgl. hierzu: Perger, Werner A.: „Sein Wille zur Macht“, Die Zeit, Nr.40, 24.9.1998.

⁵⁹ Vgl. hierzu: Eckhart Lohse: „Schröders Liebeserklärungen an das Parteiprogramm“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.200, 29.8.1998, 3.

⁶⁰ Vgl. hierzu: Hofmann, Gunter: „Die Versuchsregierung“, Die Zeit, Nr.5, 28.1.1999.

-
- ⁶¹ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: „Chaos mit Kanzler“, Der Spiegel, Nr.5, 1.2.1999, 22-35.
- ⁶² Vgl. hierzu: Köcher, Der Kanzler und seine Basis, 5.
- ⁶³ Vgl. hierzu: Schwennicke, Christoph: „Schröder und die Grenzen der Macht“, Süddeutsche Zeitung, Nr.186, 14.8.1999, 4.
- ⁶⁴ Vgl. hierzu: Grunenberg, Nina: „Arme Regierung“, Die Zeit, Nr.43, 21.10.1999.
- ⁶⁵ Vgl. hierzu: „Dann geht doch!“, Der Spiegel, Nr.18, 3.5.1999, 26-38.
- ⁶⁶ Vgl. hierzu: „Der Wind bläst uns mitten ins Gesicht“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.200, 30.8.1999, 6.
- ⁶⁷ Vgl. hierzu: Kister, Kurt: „Hart die Zeiten, eisern der Kanzler“, Süddeutsche Zeitung, Nr.160, 15.7.1999, 3.
- ⁶⁸ Vgl. hierzu: „Schwindeln für die Urne“, Der Spiegel, Nr.30, 20.7.1998, 22-27.
- ⁶⁹ Schröder, Gerhard/Buchsteiner, Jochen: „Anstelle einer Regierungserklärung“, Die Zeit, Nr.30, 16.7.1998.
- ⁷⁰ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Lohse, Eckart: „Bundeskanzler Schröder klingt wie viele, nur er selbst ist nicht herauszuhören“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.262, 11.11.1998, 3.
- ⁷¹ Vgl. hierzu: Prantl, Heribert: „Halali, das Bündnis lebt“, Süddeutsche Zeitung, Nr.155, 9.7.1999, 4.
- ⁷² Vgl. hierzu: Hofmann, Chef Schnörkellos.
- ⁷³ Vgl. hierzu: „Kraftmensch im Kanzleramt“, Der Spiegel, Nr.26, 28.6.1999, 22-32.
- ⁷⁴ Vgl. hierzu: „Jetzt mache ich es gut“, Der Spiegel, Nr.20, 17.5.1999, 24-27.
- ⁷⁵ So nannte er zum Beispiel den Euro eine „kränkelnde Frühgeburt“, was er später selbst als einen Fehler eingesteht oder verstößt durch ein Treffen mit dem weißrussischen Präsidenten Lukaschenko gegen einen EU-Beschluss. Vgl. hierzu: „Schröder verstößt gegen EU-Beschluss“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 94, 23.4.1998, 4.
- ⁷⁶ Vgl. hierzu: „Hautnah gejubelt“, Der Spiegel, Nr.30, 26.7.1999, 25.
- ⁷⁷ Vgl. hierzu: Münster, Winfried: „Schröder hat sich übernommen“, Süddeutsche Zeitung, Nr.9, 13.1.1999, 4 und „Viele Ideen aber kein Konzept“, Der Spiegel, Nr.22, 31.5.1999, 28-30.
- ⁷⁸ Vgl. hierzu: Köcher, Der Kanzler und seine Basis, 5.
- ⁷⁹ Geis, Matthias/Bernd Ulrich: „Sie hat es geschafft“, Die Zeit, Nr.48, 25.11.2005, 2.
- ⁸⁰ Kister, Kurt: „Macha gegen Macho“, Süddeutsche Zeitung, Nr.124, 2.6.2005, 4.
- ⁸¹ „Die Partei muss also laufen lernen, muss sich zutrauen, in Zukunft auch ohne ihr altes Schlachtross, wie Helmut Kohl sich oft selbst gerne genannt hat, den Kampf mit dem politischen Gegner aufzunehmen. Sie muss sich wie jemand in der Pubertät von zu Hause lösen, eigene Wege gehen.“ (Stock 2000:134).

-
- ⁸² Vgl. hierzu: Schneider, Jens: „Angela Unbekannt“, Süddeutsche Zeitung, Nr.122, 31.5.2005, 4.
- ⁸³ Joffe, Josef: „Alles wird gut“, Die Zeit, Nr.30, 21.7.2005, 4.
- ⁸⁴ Joffe, Josef: „Zur Sache, Chefin – Noch hat sich Angela Merkel den Einzug ins Kanzleramt nicht verdient“, Die Zeit, Nr.33, 11.8.2005, 1.
- ⁸⁵ Schneider, Angela Unbekannt, S.4.
- ⁸⁶ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: <http://www.infratest-dimap.de/?id=39&aid=110#ue9> [Stand: 15.1.2007].
- ⁸⁷ Schneider, Jens: „Auch nur ein Mensch“, Süddeutsche Zeitung, Nr.187, 16.8.2005, 15.
- ⁸⁸ Schneider, Angela Unbekannt, 4.
- ⁸⁹ Kister, Macha gegen Macho, 4.
- ⁹⁰ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Leithäuser, Johannes: „Die Politik als ehrliches Handwerk“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.214, 14.9.2005, 3.
- ⁹¹ Schneider, Jens: „CDU-Parteitag in Dortmund: „Bitte mehr schreien!““, Süddeutsche Zeitung, Nr.198, 29.8.2005, 3.
- ⁹² Vgl. hierzu: <http://www.infratest-dimap.de/?id=39&aid=129> [Stand: 15.1.2007].
- ⁹³ Vgl. hierzu: Gaschke, Susanne: „Was Merkel so anders macht“, Die Zeit, Nr.35, 25.8.2005, 2.
- ⁹⁴ Vgl. hierzu: Schmid, Thomas: „Des Volkes Wille“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.09.2005, Nr. 38, 3.
- ⁹⁵ Prantl, Heribert: „Angela Ohneland“, Süddeutsche Zeitung, Nr.216, 19.09.2005, 4.
- ⁹⁶ Kister, Kurt: „Merkels Desastersieg“, Süddeutsche Zeitung, Nr.217, 20.09.2005, 4.
- ⁹⁷ Vgl. hierzu: „Die Elefantenrunde“ wurde am 18.09.2005 in der ARD ausgestrahlt.
- ⁹⁸ Vgl. hierzu: <http://www.infratest-dimap.de/?id=39&aid=133#ue5> [Stand: 15.1.2007].
- ⁹⁹ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: <http://www.infratest-dimap.de/?id=39&aid=139> [Stand: 24.3.2007].
- ¹⁰⁰ Vgl. hierzu: <http://www.infratest-dimap.de/?id=39&aid=128> [Stand: 15.1.2007].
- ¹⁰¹ Krupa, Matthias: „Girls ja, Camp nein“, Die Zeit, Nr.35, 25.8.2005, 2.
- ¹⁰² Finger, Evelyn: „Der Ossi als Wessi“, Die Zeit, Nr.35, 25.8.2005, 35.
- ¹⁰³ Vgl. hierzu: Schneider, CDU-Parteitag in Dortmund, 3.
- ¹⁰⁴ Schneider, Auch nur ein Mensch, 15.
- ¹⁰⁵ Vgl. hierzu: „Das eiserne Mädchen aus der Uckermark“, Süddeutsche Zeitung, Nr.210, 12.9.2005, 13.

-
- ¹⁰⁶ Vgl. hierzu: „Hausmitteilung“, Der Spiegel, Nr.36, 5.9.2005, 3.
- ¹⁰⁷ „Ich will Kanzlerin aller Deutschen werden“, Der Spiegel, Nr.30, 25.7.2005, 28.
- ¹⁰⁸ Gaschke, Susanne: „Nur weil sie eine Frau ist?“, Die Zeit, Nr.40, 29.9.2005, 4.
- ¹⁰⁹ Bude, Heinz: „Die Neorealisten“, Die Zeit, Nr.4, 19.1.2006, 7.
- ¹¹⁰ Schneider, Jens: „Lust an der Unterordnung“, Süddeutsche Zeitung, Nr.155, 8.7.2005, 4.
- ¹¹¹ Vgl. hierzu: Schwennicke, Christoph: „Schnellkurs in chinesischer Kinetik“, Süddeutsche Zeitung, Nr.119, 24./25.5.2006, 3.
- ¹¹² Vgl. hierzu: „Die hohen außenpolitischen Erwartungen drohen Angela Merkel zu überfordern.“ Der Spiegel, Nr. 25, 19.6.2006, 23.
- ¹¹³ Prantl, Heribert: „Die neue Merkel“, Süddeutsche Zeitung, Nr. 8, 11.1.2006, 4.
- ¹¹⁴ Vgl. hierzu: „Ich bin nicht ängstlich“, Der Spiegel, Nr.42, 17.10.2005,42-46.
- ¹¹⁵ Prantl, Heribert: „Angela Bangbüx“, Süddeutsche Zeitung, Nr.179, 05.08.2005, 4.
- ¹¹⁶ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: <http://www.infratest-dimap.de/?id=39&aid=128> [Stand: 27.3.2007].
- ¹¹⁷ Kister, Kurt: „Die unentschlossene Kanzlerin“, Süddeutsche Zeitung, Nr.40 ,17.2.2006, 4.
- ¹¹⁸ Prantl, Angela Bangbüx, 4.
- ¹¹⁹ Vgl. hierzu: <http://www.infratest-dimap.de/?id=39&aid=128> [Stand: 27.3.2007].
- ¹²⁰ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: „Reformerin light“, Der Spiegel, Nr.28. 11.7.2005, 38-41.
- ¹²¹ Vgl hierzu: „Störfaktor Stoiber“, Der Spiegel, Nr.31, 1.8.2005, 22.
- ¹²² Vgl. hierzu: Joffe, Alles wird gut, 4.
- ¹²³ Schneider, Jens: „Die Methode Merkel“, Süddeutsche Zeitung, Nr.256, 17.11.2005, 4.
- ¹²⁴ Ebd.
- ¹²⁵ Kister, Die unentschlossene Kanzlerin, 4.
- ¹²⁶ Vgl. hierzu: „Ich bin nicht ängstlich“, Der Spiegel, Nr.42, 17.10.2005, 42-46.
- ¹²⁷ Vgl. hierzu: „Das Experiment“, Der Spiegel, Nr.45, 7.11.2005, 24.
- ¹²⁸ Vgl. hierzu: Schäfer, Ulrich: „Im Zentrum vieler Kraftfelder“, Süddeutsche Zeitung, Nr.199, 30.8.2006, 4.
- ¹²⁹ Vgl. hierzu: „Kanzlerin auf Schmusekurs“, Der Spiegel, Nr.49, 5.12.2005, 22 sowie Prantl,Die neue Merkel, 4.

¹³⁰ Vgl. hierzu: Schwennicke, Christoph: „Kanzlerin mit ruhiger Hand“, Süddeutsche Zeitung, Nr.302, 31.12.2005/1.1.2006, 4.

¹³¹ „Ein Sommermärchen“, Der Spiegel, Nr.30, 24.7.2006, 26.

¹³² Vgl. hierzu: Schäfer, Im Zentrum vieler Kraftfelder, 4.

¹³³ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Ein Sommermärchen, 26-27 sowie Angela Mutlos, 18.

¹³⁴ Hank, Rainer: „Ein blauer Brief für Angela Merkel“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.37, 17.09.2006, 35.

¹³⁵ Vgl. hierzu: Schäfer, Ulrich: „Der kleine Wurf“, Süddeutsche Zeitung, Nr.153, 4.7.2006, 4.

¹³⁶ Kohler, Berthold/Günther Nonnenmacher: „Eine grundlegend andere Politik, damit es grundlegend besser wird“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.144, 24.06.2005, 3.

¹³⁷ Bude, Die Neorealisten, 7.

¹³⁸ Vgl. hierzu sowie zum Folgendem: <http://www.infratest-dimap.de/?id=39&aid=128> [Stand: 15.1.2007].

¹³⁹ Feldenkirchen, Markus u.a.: „Poltern und Pöbeln“, Spiegel, Nr.36, 5.9.2005, 22-25.

¹⁴⁰ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: „Besser mit Angela Merkel“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.134, 13.6.2005, 2.

¹⁴¹ Schneider, Jens/Peter Fahrenholz: „Angriffslust nach dem großen Frust“, Süddeutsche Zeitung, Nr.189, 18.8.2005, 3.

¹⁴² Vgl. hierzu: Schäfer, Der kleine Wurf, 4.

¹⁴³ Vgl. hierzu: Kohler, Eine grundlegend andere Politik, 3.

¹⁴⁴ Vgl. hierzu: „Angela Merkel und die Arroganz der Macht“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr.35, 3.9.2006, 2.

¹⁴⁵ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Hoffmann, Andreas: „Warum Angela Merkel an den Fonds festhält“, Süddeutsche Zeitung, Nr.210, 13.9.2006, 4.

¹⁴⁶ Vgl. hierzu sowie zum Folgenden: Ulrich, Bernd: „Die relative Riesin“, Die Zeit, Nr.20, 11.5.2006, 1 sowie ebd., Die Zeit, 19.1.2006, Nr .4, 5.